

# Das neue Werk

---

---



2. Jahrg

17. 10.

14/15

1920.



# Das neue Werk

/ Der Christ im Volksstaat /

Herausgegeben von Eberhard Arnold

Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Samuel,  
Halle/S.

2 Jahrgang. 17. Oktober 1920 Nummer 14/15.

## Inhalt:

Das Glück. Von Eberhard Arnold . . . . .	345
Der Reiche und das Reich. Von Otto Samuel . . . . .	348
Leben und Erleben. Von Heinrich Schultheis . . . . .	353
Die Marburger Tagung. Von Paul Leo . . . . .	354
Mehr Pietismus! Von Rudolf Nitsch . . . . .	361
Betrügen wir uns? Von Normann Körber . . . . .	364
Durchblicke durch Marburg. Von Will Bölger . . . . .	366
Das Marburger Religionsgespräch. Von Karl Müller . . . . .	370
Blatt und Apfel. Von Wilhelm Praesent . . . . .	371
An Freunde und alle, die mit uns suchen . . . . .	371
Botschaft der internationalen Tagung junger Freunde . . . . .	373
Wir sind! Von Otto Salomon . . . . .	374
Die Kirche im Spiegel des 39. Kongresses für Innere Mission . . . . .	375
Neueste sozialistische Literatur. Von Hans Hartmann . . . . .	380
Internationale Wirtschafts- und Finanzprobleme. Von Lydia Eger . . . . .	382
Der Orden der Sonnenbrüder. Von Otto Herpel . . . . .	383

Diese Doppelnummer tritt anstelle der für den 10. und 24. Oktober vorgesehenen Nummern. Sie dient der Selbstbesinnung auf das Wesen des „Neuen Werkes.“

## Bezugs- u. Anzeigen-Bedingungen des neuen Werkes.

„Das neue Werk“ erscheint vierzehntäglich. Es ist zu beziehen durch alle Postämter und örtlichen Agenturen. — Haltegebühr: Vierteljährlich durch die Post M. 6.00, durch den Buchhandel M. 6.75, direkt vom Verlage M. 6.75, durch die Agenten monatlich M. 1.80, nach dem Ausland vierteljährlich M. 18.00. Einzelnummer im Buchhandel M. 1.50, fürs Ausland M. 4.50. — Anzeigengebühr: M. 1.20 für die 50 mm breite Zeile, für die halbe Seite M. 85.00, für die ganze Seite M. 160.00. Neuenwerk-Verlag, e. G. m. b. H., Schlüchtern und Leipzig.

# Das neue Werk

## Der Christ im Volksstaat

Herausgegeben von Eberhard Arnold

Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Samuel / Neuwirk-Verlag Schlichtern

### Das Glück. EA 20/8

Von Eberhard Arnold.

Jesus war es daran gelegen, seinen Freunden und allen, die auf ihn hörten, den Charakter der zukünftigen Weltordnung und den Charakter ihrer Menschen zu zeigen. Wie heute wartete auch zu jener Zeit alles auf die Neuordnung im Innersten der Menschen und zugleich in den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Völker. Man ersehnte ein neues Reich jener Gerechtigkeit, von der die Propheten geredet hatten; man wußte aus den Propheten, und man fühlte es mit der Sicherheit des religiösen Gewissens, daß diese Gerechtigkeit des prophetischen Zukunftsstaates eine soziale Gerechtigkeit sein müsse; und daß diese soziale Gerechtigkeit so nahe an der Liebe und der Gnade gebaut sein muß, daß sie geradezu mit der Liebe identisch ist. Im Herzen Gottes wohnt Gerechtigkeit und Gnade so nahe beieinander, daß sie ein und dieselbe Regung des Herzens bedeuten. Nun kam Jesus und enthüllte den Menschen das innerste Wesen und die praktische Auswirkung dieser Gerechtigkeit. Er zeigte ihnen, daß die Gerechtigkeit des Zukunftsreiches von ganz anderer Art sein müsse, als die moralische der Frommen und Heiligen, die bisher geglaubt hatten, Gerechtigkeit zu vertreten. Er offenbarte es in seinem eigenen Wesen und sagte es mit klaren Worten, daß die Gerechtigkeit, die Gott wirkt, eine wachstümlische Lebenskraft ist, die sich in uns organisch entfaltet, ein Lebensprozeß, der nach heiligen Lebensgesetzen vor sich geht. Er konnte deshalb nicht vor die Menschen hintreten, um ihnen etwas zu befehlen, wie sie sich gerecht verhalten sollen. Sondern ganz anders kam er zu ihnen. Er schaute im Geist und in der Wahrheit das Wesen derer, die die Gerechtigkeit Gottes hatten. Er stellte ihren Charakter vor die Augen der Menschen: Glückselig, im Glück sind die, die diesen Charakter haben, denn sie schauen Gott, ihnen gehört das Zukunftsreich, sie werden die Erde besitzen, sie werden getröstet und gesättigt werden, sie werden als Söhne Gottes Barmherzigkeit erlangen.

Und weil er selbst in seinem Wesen die organische Einheit aller Charakterzüge dieser zukünftigen Gesinnung ausstrahlte, konnte nie-

mand meinen, einen seiner Sätze aus ihrem organischen Gefüge herauszureißen und für sich selbst als Gesetz hinzustellen. Wer die pazifistische Friedenswirkung oder die Herzensreinheit, irgend eine moralische oder politische Forderung für sich allein setzt und von hier aus nun das Neue fordert und aufstellt, ist auf dem Irrweg. Gewiß, ohne Reinheit des Herzens, ohne die tatkräftige Friedenswirkung gibt es keinen Anteil am Gottesreich; aber wenn der gute Baum nicht gesetzt wird, kann die gute Frucht nicht geerntet werden. Wenn die Veränderung sich nicht auf alle Gebiete erstreckt, ist es eine verlorene Sache in einem Stück Christus nacheifern zu wollen. Die Seligpreisungen können nicht zerrissen werden. Sie stellen das Herz des Reichsgenossen dar, dessen Geäder man nicht auseinander schneiden kann. Deshalb beginnen und schließen sie mit derselben Verheißung, mit dem Besitz des Himmelreichs. Deshalb beginnen sie immer mit derselben Kennzeichnung des inneren Glücks.

Die Gefinnung, die in den Seligpreisungen zum Ausdruck kommt ist zugleich Armut und Bedürftigkeit, Sehnsucht, Hunger und Durst und zugleich schenkender Reichtum, gebende Liebe und Güte, Energie und Friedenswirkung, Ueberwindung aller Widerstände. Der Grundzug des Herzens ist hier die Reinheit, die Sauberkeit und Lauterkeit, in der man Gott schaut. Es sind Menschen der Schau, Menschen der Innenschau und Wesenschau, die das Weltkleid tragen, die sich in sich selbst als bettelarm dem Geist gegenüber wissen, die in sich selbst keine Gerechtigkeit finden. Aber sie schauen Gerechtigkeit und sie sehen Geist, und deshalb hungern und dürsten sie und sind voller Sehnsucht. Hier handelt es sich um kein Glück der Satttheit, um keinen Genuß gestillter Begierde, sondern hier ist das tiefere Glück offenbart, welches dem geöffneten Auge und dem offenen Herzen geschenkt wird. Das Offensein für Gott und seinen Reichtum und seine stets neuen Schenkungen ist nur dort zu finden, wo man sich immer wieder arm und leer, durstig und hungrig fühlt.

Es wird hier als das Wesen wahrer religiöser Erfahrung gekennzeichnet, daß Reichtum in Gott und Armut in sich selbst, das Einswerden mit Gott und der unerlöliche Hunger nach ihm, die ungeteilte Entschiedenheit des Herzens und die Schwachheit der Seele, die Gerechtigkeit der Gottesliebe und das Erleiden der Ungerechtigkeit immer zusammen gehören. Wo religiöse Satttheit und sittliche Selbstzufriedenheit, wo die Selbstgerechtigkeit politischer Leistungen oder anderer guter Werke zu finden ist, wo man sich reich oder siegreich fühlt, dort ist das Glück der Reichsgenossen nicht zu Hause. Aber wo Jesus der Führer auf dem schlichten Weg seiner Nachfolge geworden ist, sind die Menschen zu finden, die das Glück des Gottes kennen und an die Gerechtigkeit der Zukunft Gottes glauben. Ihr Herz ist ungeteilt auf den

Geist und seine prophetische Gerechtigkeit der völligen Liebe gerichtet, und sie fühlen das Leid der Ungerechtigkeit in ihnen selbst und um sie her. Sie empfinden die Armut am Geist in ihrem eigenen Leben und in der Menschheit überhaupt; aber sie schauen die Gerechtigkeit des Gottesreiches, und sie wissen sich getröstet durch die Gewißheit, daß die Liebe das Erdreich erobern muß.

Deshalb sind sie zugleich arm und zugleich reich — denn sie sind Menschen des Glaubens, Menschen, die in sich selbst nichts haben und in Gott alles besitzen, die trotz aller mißglückter Versuche immer wieder die Verwirklichung des Unsichtbaren wagen und an dem Unbedingten der Gottesliebe nichts abstreichen können. Wie sie selbst Barmherzigkeit erlangen, strahlen sie Erbarmen aus auf alle die, die in Not sind, ja sie wissen sich auf der Seite der Armut und des Leidens, auf der Seite aller derer, die Unrecht leiden und sind bereit mit ihnen um der Gerechtigkeit willen verfolgt zu werden. Sie wissen, daß sie ohne Kampf nicht durch die Welt kommen können, sie wissen, daß die Schmähungen der Gegner wie ein Hagelwetter über sie kommen müssen; aber sie freuen sich in diesem Kampf und sie bleiben die Wirker des Friedens, die überall den Gegensatz überwinden und die Feindschaft durch Liebe besiegen. Die Menschen der Seligpreisung sind die Menschen der Liebe, die aus dem Herzen Gottes leben und in seinem Herzen zuhause sind. Es sind die, bei denen das Geistesgesetz des Lebens von dem mechanischen Gesetz der Sünde und des Todes befreit hat, es sind die, die durch keine Macht und Gewalt von der Liebe Gottes getrennt werden können, die in Christus Jesus ist.

Aber das Merkwürdigste ihres Geheimnisses besteht darin, daß sie überall denselben Samen Gottes wahrnehmen und daselbe Licht schimmern sehen, dieselben warmen Strahlen fühlen. Wo Menschen unter dem Weltleid zusammenbrechen, wo Herzen sich arm wissen und sich nach Geist sehnen, wo das revolutionäre heiße Verlangen nach sozialer Gerechtigkeit auftaucht, wo der leidenschaftliche Protest gegen Krieg und Blutvergießen ertönt, wo Menschen um ihres Sozialismus oder Pazifismus willen verfolgt werden, wo Herzensreinheit und echte Barmherzigkeit zu finden ist, da sehen sie Wirkungen Gottes, da hören sie seine Schritte in der Geschichte, da sehen sie das Herannahen seines Reiches, da ahnen sie die kommende Glückseligkeit.

Es gibt keinen anderen Weg der inneren Zubereitung für das kommende Reich als diesen einen, den Jesus uns hier zeigt. Wir können selbst nichts dazu tun, auf diesen Weg zu kommen, als daß wir unsere Armut im Geist ohne Einschränkung und Beschönigung eingestehen. Alles andere verschwindet uns zu einem völligen Nichts, wenn wir unseren Hunger und Durst nach der einen Gerechtigkeit der völligen Liebe als das Wesentliche empfinden, wodurch das Herz aufgeschlossen wird für das, was allein Gott uns geben kann.

# \* Das neue Werden \*

---

---

## Der Reiche und das Reich.

Von Otto Samuel.

**W**as unserer Zeit not tut, scheint mir dasselbe zu sein, dem Kierkegaard ein Leben des Ringens und Leidens geweiht hat: Den Ernst, Gehalt und Umfang des echt Christlichen neu zu erfassen. Es ist ein einfaches, prophetisches Ründen der Wahrheit, wie sie als Erscheinungsform zum Besten hin möglich ist, Gottes Wort, bezeugt durch Leben und Lehre.

Denn der Blick für das Wesen des einfältig Christlichen ist heute verloren gegangen. Die große Welt konnte ihn nie haben, aber sie sehnt sich in ihren Besten nach diesem Licht und sucht mit ihrer Seele das Land der Verheißung. Was die Masse der Christen als geistlichen Grundbesitz aufweisen kann, ist auch nur zum kleinsten und unter mancherlei Hemmungen aus dem Samenkorn des göttlichen Wortes entsprossen, dessen Winzigkeit leicht seine innere Sprengkraft übersehen läßt. Urchristen sind Menschen göttlicher Keimkräfte. Das Stärkste in ihnen ist von außen so unscheinbar, daß es vor den geräuschvollen Entfaltungen einer „Kultur“ fast verschwindet. Und doch vermag es sie zu überwinden.

Gerade weil das Christentum Sache des Innersten ist, besitzt es wie nichts anderes — wie kein Sozialismus und Kommunismus — seinen Beruf für das Äußerste, für die Ordnung der Verhältnisse der Nahrung, der Kleidung, des Geldes und des Zusammenlebens unter den Menschen.

Aber es gilt auch: Gerade weil das Christentum als Keimkraft in die feinsten Verzweigungen und letzten Ausläufer unseres Innenwesens eindringen will, ist es so leicht gefälscht. Die geringste Veränderung auf seinem ureigensten Boden, dem Willen, Sinn und Herzen des Menschen schafft es ab, ja kehrt es in sein gerades Gegenteil um. Der Mutterboden seines Wachstums liegt uns so nahe — er ist unser eigen Selbst — daß er sich der Kontrolle entzieht, die wir am Gegenständlichen gewöhnt sind. Die bildenden Kräfte seines natürlichen Seins, der dreifache, leibliche, seelische und geistige Wille, ist auf dem langen Wege seines Gottsuchens so leicht geneigt und so interessiert daran, die Keimverderbnis des vom guten Sämann ausgestreuten Samens herbeizuführen. Denn der Wille ist so bequem. Er vermählt sich nicht so leicht mit dem Wort Gottes, sondern schließt mit

ihm einen Kompromiß. In eine solche Atmosphäre ist unsere Christlichkeit von heute eingetaucht. Eine gewaltige Willensanstrengung ist nötig, um sich aus dem allgemeinen süßen Schlummer aufzureißen. Nur der allerbeste Wille gibt dem Willen, der sich in den Worten Jesu kundgibt, die Ehre. Ein solcher ist aber meist erst dann da, nachdem er auf einem langen Wege an dem Fels eines solchen Wortes oftmals zerbrochen und geläutert worden ist.

Wir müssen die Aufmerksamkeit auf die Tatsache hinlenken, daß die einfachsten Worte aus der Bibel uns die Ruhe rauben, weil es ganz offenbar ist, daß sie in unserer Gesellschaft gelten, ohne erfüllt zu werden. Es geht eine Auslegung von ihnen um, die ihnen gerade ihre durchdringende Schärfe nimmt. Hier offenbart sich das geheimnisvolle Walten eines egoistischen Gesellschaftswillens, dessen Macht eine eigene Geisteswelt erschafft. Er beraubt uns jener anderen herrlichen idealen Sphäre, die ein ganz anderer, realer, göttlicher Wille geboren hat, die in dem Munde eines Jesu Wirklichkeit wurde. Wir alle tragen eine gefärbte Brille, wenn wir uns anschicken, die Bibel zu lesen. Wir müssen lernen, sie abzulegen. Sie ist innerstes, tiefstes Widerstehen, bestätigt und getragen vom Geiste der Zeit.

Laßt uns ein solches unscheinbares Wörtlein Gottes betrachten. Es ist recht unbequem. Wir gewinnen es aus dem Gleichnis vom ungerechten Haushalter und verschiedenen Aussprüchen des Paulus und kleiden es in die Formel: Ein Christusmensch besitzt nichts mehr, sondern verwaltet seine Habe für Gott. Das Christsein hebt also das Eigentum auf. Wer sein eigen Ich, von dem aus erst alles Eigentum seinen Sinn erhält, an Jesu verschenkt hat, hat damit die ursprünglichen Innenbeziehungen der Handlungen des Besitzens zerstört. Wenn nun aber ein reicher Christ dieses Wort in die Verwaltung seines Vermögens hineinbringt, sodaß er behauptet, es gehöre ihm „eigentlich“ nichts, er verwalte es nur für Gott — es bleibt im übrigen aber alles, wie es vorher war — wo ist dann die Geistesfrucht? Was hat eine Gesinnung für einen Wert, die einen Reichen besitzlos nennt und ihm den Genuß seines Vermögens inmitten von hungrigen, notleidenden Menschen gestattet? Das heißt, zum Unrecht noch den Hohn und die Lüge hinzufügen. Das eigentlich Christliche ist hier noch gar nicht in Wirksamkeit getreten. Dies ist erst dann geschehen, wenn es anfängt, die Gewissen der Reichen, die Christen sein wollen, zu unruhigen und dadurch zu wecken. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, ist derselbe Hammer Schlag, der allen Schein einer irreführten Christlichkeit zu zerbrechen geeignet ist.

Der Reiche, dem ein solches Wort begegnet, kann nicht mehr mit gutem Gewissen im alten Sinne besitzen. Es kann zu einer teilweisen Loslösung seines Eigentumsbewußtseins von seinen ichbildenden Willenskräften kommen. Der Reiche wird Almosen geben. Wir wollen

das nicht gering schätzen, sondern uns über alles freuen, was er um Christi willen tut. Aber es ist nicht die eine und einzige Gerechtigkeit, sondern nur ein äußeres Heilen und Reparieren seines fortwährend verletzten Gewissens. Er kann auch auf diesem Wege zum Ziele gelangen. Er glaube aber nicht, an seinem Anfang schon die eigentliche Erfüllung, das Eigene und Echte zu haben. Es ist nur ein erster Anlauf zu ihm. Noch ist ein gewaltiges Ringen zu überstehen, ehe der Bruch mit dem Gewohnten und Natürlichen, mit dem Fleischlichen und Er-scheinlichen so weit geschehen ist, daß das neue Sein des ganz anderen Geistes, der aus Gott ist, auflebt.

Alles, was wir noch in der eigenen Sphäre an Geistlichem und Stofflichem produzieren, muß auf- und untergehen im Letzten: Immer wieder wird auch das, was impulsiv aus Gott stammt, in einen Strudel hineingerissen, sobald es erstarrt und zum Eigenen gemacht wird. So wirkt das Mysterium des Geistes des Glaubens. Noch lange wiederholt sich die Ur-Illusion der Besitzergreifung, auch nachdem schon ein Verkehr des Empfangens mit dem Göttlichen eingetreten ist. Das zeigt sich auf allen Gebieten der Auslebung: im geistigen und stofflichen Besitz. Hier müssen wir den Weg des Sterbens gehen, eines Sterbens, das sich durch ein ganzes langes Leben hindurch erstreckt, nachdem es einmal vorweg im Glauben erfolgt ist. Ich möchte diesen Vorgang vergleichen mit dem Umbau einer Bahnstrecke, deren Verkehr nicht unterbrochen werden darf. Zug auf Zug befährt die alten Geleise, an denen die Erneuerung geschieht. Es wäre ein Selbstbetrug, mit dem ersten, schwachen Eingriff, der auf das Verkehrsleben Rücksicht nimmt, anzunehmen, nun sei das Werk geschehen. Aber der Ingenieur hat in seinem Plan die Erneuerung schon vorweggenommen. Das Geleise und der Verkehr ist das Leben, der Plan ist der Glaube.

Tritt das Christliche in die Welt eines Kapitalisten ein, dann erzeugt es eine Gärung, die nicht eher zur Ruhe kommen sollte, bis der Grundsatz: „Verwahrung für Jesus Christus“ befolgt ist. Was das aber heißt, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: Verschiedene Formen kann die katastrophale Aufrichtung der Herrschaft des lebendigmachenden Geistes annehmen. Doch halt! Hier sind wir in der Gefahr, dem Fehler zu verfallen, den wir anfangs kennzeichneten. Denn gerade weil verschiedene Weisen der Ausführung des Wortes zur Verfügung stehen, kann der Wille so leicht seinen selbstsüchtigen Mißbrauch mit ihm treiben. Verlangt nicht das Schwergewicht eines solchen Wortes die Eindeutigkeit seiner Verwirklichung? Ist diese nicht die so sehr erstrebte Einfachheit? Dennoch behaupten wir, daß auch das reine Herz noch eine Weite der Auswahl besitze. Wenn wir sie nun für unseren Fall darzustellen versuchen, seien wir vorsichtig und stellen wir diese Betrachtung unter die prüfende Frage, ob



wir auch das Exklusive des Gotteswortes wirklich nicht abschwächen.

Der Reiche kann in seinem Herzen dieselbe Stimme vernehmen, die an den anderen Reichen erging, den Jesus lieb hatte: Verkaufe, was du hast und schenke es den Armen. Dann wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach. Das fällt nun eigentlich noch nicht unter den Titel „Verwalten“, denn dieses setzt doch voraus, daß man seine Güter behält. Ist das schon eine Abschwächung, die im Paulinischen Christentum aufgetreten ist?

Also der Reiche verschenkt nichts. Er kann es machen wie die Schwester Eva in Niechowiz, die ihr großes Vermögen dazu verwandte, armen Kindern zu helfen und sich selbst ganz diesem Dienst hingab. Sie hat sich innerlich von ihrem Besitz gelöst, setzt ihr Vertrauen nicht mehr auf den Mammon, sondern auf den Vater, dessen Angesicht die Engel der hilfsbedürftigen Kleinen sehen. Sicher ist, daß ein solches Verhalten der Vollendung, d. h. dem schlichten Gehorsam gegen das Wort unserer Betrachtung, sehr nahe steht.

Es gibt noch einen anderen Weg. In dem Verwalten ist die dauernde Sorgfalt um die rechte Verwendung eines fremden Besitzes beschlossen. Der Verwalter hat darauf zu achten, daß das Eigentum seines Herrn möglichst geschont, daß es mit größter Fruchtbarkeit arbeite, daß sein Handeln mit dem Herrengut genau im Geiste des Meisters erfolge. Er muß sich in seine ganze Wesensart hineinsetzen können.

Nehmen wir nun an, der reiche Christ ist ein Fabrikherr, er nennt ein produzierendes Besitztum sein eigen. Es schafft Werte durch totes und lebendes „Material“. Letzteres sind auch Menschen, Arbeiter. Wir behaupten nun, daß der Eigentümer als Werkzeug des Geistes Jesu Christi (der wahre Eigentümer ist also Jesus Christus) durchaus keinen zerstörenden Eingriff in die wunderbaren Zusammenhänge des Organismus dieses Werteschaffens zu tun braucht, um den Forderungen der geistigen Person, für die die Fabrik verwaltet wird, gerecht zu werden. Es befriedigt uns sehr zu sagen, daß gerade unter den modernen Verhältnissen die eigentliche Erfüllung der Verwaltungsaufgabe, die uns der Urgeist im Wirtschaftlichen stellt, besonders gut gelöst werden kann, sodaß gerade alle Lebenselemente, die im Verwalten enthalten sind, freieste Entfaltung finden. Dadurch wird der Einwand der Selbstsucht abgeschnitten, als ob das Wort Gottes in heutiger Zeit nicht mehr durchführbar wäre; gerade das Gegenteil ist der Fall. Was oben über das Verwalten gesagt wurde, wird durch den Umstand nicht gehemmt, sondern gefördert, daß der christliche Kapitalist in die Umwelt der organisierten Produktionsmittel hineingestellt ist.

In dieser Umwelt ist aber auch ein anderes. So sicher, wie sie von der Selbstsucht aufgebaut wurde, so sicher mußte in ihr die Stimme

des Sozialismus von dem Mehrwert, der an die falsche Stelle hinfließt, erschallen. Diese Stimme vermag der mächtige Fabrikherr oder Großgrundbesitzer, der sich nach Christus nennt, nicht mehr zu überhören. Die Aufgabe, die uns gestellt ist, kommt ganz genau mit der anderen überein, den Mehrwert neu zu verteilen, so, daß der Teil, der vom Besitzer zu Unrecht angeeignet wurde, wieder dahin zurückgeleitet wird, wo er hingehört, in die Arbeiterhände, die ihn schafften. Erfolgt diese Leistung frei auf den Antrieb des Geistes Jesu Christi gegen den Widerstand aller selbstsüchtigen Vorurteile einer scheinchristlichen Gesellschaft, dann hat sich in einem modernen Menschen das Gnadewunder der Glaubensgerechtigkeit verwirklicht, wie es in heutiger Zeit möglich ist. Er verwaltet dann sein Vermögen wahrhaft und wirklich für den allmächtigen Gott. Das, und nur das will Gott den besitzenden Christen durch den Sozialismus sagen. Aber auch hier gilt: Wie schwer ist es, daß die Reichen in das Reich Gottes eingehen.

Belehrt durch den Geist Jesu Christi, vermag sich der christliche Kapitalist nicht mehr an der Ausbeutung der dem Kapital verfallenen, verflawten Menschenleiber und geschändeten Menschenseelen zu beteiligen. Er hat mit der Kultur- und Gesellschaftsünde der Proletarisierung gebrochen, und gerade das wird ihm der Weg, zu den erquickenden Kräften des Geistes zu kommen. Das Reichsein und das Christsein verbindet sich so, daß das erstere durch seine Opferung dazu bestimmt ist, den tief labenden Einstrahlungen der Jesusliebe Bahn zu brechen — statt des Reichthums das Reich!

Hier ist ein schöner Weg für die Reichen. Durch die rechte Verwaltung werden sie von der Täuschung befreit, als besäßen sie das, was die Ungerechtigkeit des heutigen Zeitalters ihnen zuspricht, was aber Gott besitzt. Weil sie Gottes sind, wollen sie an Gott nicht zu Dieben werden wie der ungerechte Haushalter. Ob sie nun durch Evolution oder Revolution diesen Lebensweg gehen, sich mit dem ungerechten Mammon Freunde zu machen — es liegt in der Natur der Sache, daß es sich hier um ein nüchternes, aber anhaltendes Willensleben handelt.

Wer zu dieser Schau erweckt ist, kann sein Gewissen nicht mehr mit der gesellschaftlichen Allgemeinheit seiner Sünde stillen. Sie nimmt ihm die Verantwortlichkeit nicht mehr ab, sondern direkt und persönlich ist er vor den Richterstuhl Gottes gestellt. Gerade darin fühlt er seine Verbundenheit mit der ganzen Menschheit, aber sie wird ihm zur Spontaneität.

Wir haben versucht, das einfach Christliche an einem Einzelfall zu entwickeln. Wir sehen deutlich, daß eine Lösung der sozialen Frage hierin eingeschlossen liegt. Der Ausgangspunkt dieser Lösung ist: Das Erlöstsein des Einzelnen. Der gesellschaftliche Sozialismus ist hiernach die weltliche Reaktion gegen das Versagen der Christen. Er

hält ihnen einen Spiegel dessen vor, was sie hätten sein sollen und bahnt selbst eine ganz andere Lösung von dem entgegengesetzten Ende des Gesellschaftlichen her an. Die hier aufgezeigte Seite der Frage entwickelt sich weiter zu diesem zweiten: Die erlösten Einzelnen leben ihre Persönlichkeit von dem geheimnisvoll Umfassenden des Reiches Gottes her. Dieses gesellschaftliche Moment ist nicht eins mit dem gesellschaftlichen Moment des Sozialismus. Eine genaue Untersuchung ihrer beiderseitigen Beziehungen unter Berücksichtigung der dargestellten Betätigung der individuellen Geistesfreiheit im Wirtschaftlichen wäre vonnöten. Sie soll im Zusammenhang einer Auseinandersetzung mit den Schweizern ein andermal in diesen Blättern erfolgen.

## Leben und Erleben.

Von Heinrich Schultheis.

**M**orgens 5 Uhr. Das Abteil 4. Klasse ist stark besetzt. Ich stehe vor zwei eifrig redenden, nicht „bürgerlich“ aussehenden jungen Damen. Die eine hat „es“ ganz. Bourgeoise, Spießer, Gros, das Unbewusste strömt eifrig plätschernd aus dem Munde der einen. Sie hat das All und was weiß ich noch alles „erlebt“, und darum wirbelt unaufhörlich Erlebnis, Erleben, erlebt durcheinander. Und jetzt will sie „das Proletariat heben“. Die Augen glühen von höchster Begeisterung. Es ist unglaublich, morgens um 5 Uhr.

Der Zug hält. Ein altes Mütterchen steigt ein. Es muß neben mir stehen. Vor uns sitzt die Ketterin des Proletariats. Das alte Mütterchen gähnt hörbar. Man sieht es ihm an, es ist sehr müde. Ich frage es laut und vernehmlich: „Sie sind sehr müde?“ „Sehr“. Schon seit 2 Uhr auf den Beinen. Gestern im Heu gewesen. Jetzt einen 1½stündigen Marsch hinter sich. Ich wiederhole ihre Worte in erstaunter Frage mit lauter Stimme und bestätige ihr, daß sie sehr müde sein müsse. Ich schaue die eifrig redenden, jungen Damen dabei scharf an. Eine ältere Frau aus dem Proletariat, mit einem Kindchen auf dem Arm, die neben den beiden sitzt, will aufstehen und der Großmutter Platz machen. Sie kommt nicht ganz auf, da donnere ich sie an: „Sie bleiben sitzen, und Sie stehen sofort auf!“ Dem scharf gegebenen Befehl kann sich die Dame nicht widersetzen. Sie fährt blutübergossen empor. „So — erlebt haben Sie genug, jetzt haben Sie wenigstens einmal gelebt.“

Als ich dann weiter über den Vorgang nachdachte, kam mir in den Sinn, was Georg Flemmig und ich am Abend gesprochen hatten, und ich merkte, wie recht wir hätten, wenn es uns auf persönliche „Reinheit“ ankäme.

# Aus Geschichte und Zeit

---

## Die Marburger Tagung

vom 6.—10. September 1920.

Von Paul Leo.

Ein eigentlicher Bericht ist von dieser Tagung ebenso schwierig wie von dem Schlüchtern Treffen. Denn auch hier war viel weniger wichtig, was gesagt wurde, als wie und aus welcher Stimmung heraus man es sagte. Auch hier erlebten wir einen Kampf leidenschaftlich widereinander wogender Kräfte — aber war es dort nach der Verworrenheit der ersten Tage schließlich zu einem reinen Einklang gekommen, der sich auch wieder nicht auf irgend eine Formel bringen ließ, so blieb eine solche Einigung diesmal aus. Wir sind so zerpalten von der Tagung wieder fortgegangen, wie wir hinkamen — und deshalb wird man gleich damit anfangen können: Die Tagung war ein Fehlschlag.

Damit ist aber nicht gesagt, daß sie etwa von keinem Nutzen für die Gesamtheit gewesen wäre, oder daß der Einzelne nichts von ihr hätte haben können. Und das soll der Zweck dieser Zeilen sein: sie sollen versuchen zu zeigen, inwiefern diese Tagung ein Fehlschlag war, und was sie uns dennoch an Gutem gebracht hat.

Es kann die Marburger Lage am besten kennzeichnen, wenn man den Vergleich mit Schlüchtern noch etwas fortsetzt. Damals waren es himmlische blaue Pfingsttage und wir lagerten von morgens bis abends auf einer Waldtrift, jetzt war September und wir versammelten uns meist im Auditorium Maximum der Universität. Damals war der Kreis, wenn auch nicht alle wirklich Freideutsche waren, doch durch den Ton und die Sinnesart der Freideutschen Jugend entscheidend bestimmt, und damit war eine gemeinsame Grundlage des Denkens und besonders des Fühlens gegeben. — Dieses Mal trafen sich Menschen, deren ganzes Wesen durch Welten gebannt war, und es herrschte eine babylonische Sprachverwirrung. Es waren da sozialistische Pfarrer, Freideutsche, Quäker, Leute von der Einstellung Friedrich Naumanns, richtige Pietisten und Altlutheraner, aber auch richtige Liberale, ein Mann von der Regierung — kurz, was war nicht da! Und man lebte nicht zusammen, sondern man redete miteinander und trennte sich für den übrigen Teil des Tages — das war vielleicht der Hauptfehler.

Am 6. September abends kamen wir, reichlich 200 Menschen, in

der Universitätsaula zusammen, die uns in ihrem milden rötlichen Lampenschein recht bunt und festlich empfing. Wir hörten geistliche Musik zum Eingang und dann eröffnete Otto Herpel die Tagung mit einem Ueberblick über die bisherige Geschichte unserer jungen Bewegung. Daß die folgenden Tage nicht einfach sein würden, spürte man schon aus diesem Eingangreferat. Es schilderte sehr klar die drei Strömungen, die sich bei uns mischen: Erstens die radikal und ausschließlich christlich gerichteten, die wollen daß alles vom Christusgeist getrieben sei und aus ihm heraus geschehe; diese sind gleichgültig gegen politische Parteien und Maßnahmen. Zweitens diejenigen, die ebensowohl christlich gesinnt, doch ihrem Handeln eine bestimmte, äußere Richtschnur gegeben haben, das Mitkämpfen des Klassenkampfes. Und drittens — damit wurde eine Macht berührt, mit der wir uns all diese Tage still und laut auseinandergesetzt haben: die Schweizer. Sie waren nicht gekommen, weil sie der Meinung waren, uns jetzt nicht helfen zu können; wir mühten uns erst einmal selber finden, ehe sie uns etwas sein könnten. Von ihnen irgendwie beeinflusst waren wohl die meisten von uns; von ihrer dreifachen Verkündigung: Einmal Gott tut alles, er ist alles in allem, sein ist Handeln und Macht; und dann: bis Gott handelt, tu' du still an deinem Platz deine Pflicht; und drittens: heute und unter uns wirkt Gott durch die Sozialdemokratie.

Am nächsten Morgen trafen wir uns in dem Michelchen, einer kleinen Kapelle auf einem grünen Hügel ganz hinter Häusern versteckt. Das Kapellchen lag still im Morgennebel und die großen schlanken Türme der Elisabethkirche sahen zu uns herab, zart in Duft gehüllt, als wir den Hügel hinanschritten. Einige kamen eine halbe Stunde früher, um an der Morgenandacht teilzunehmen, die ein kleiner Kreis von Marburger Studenten dort täglich hält und von denen in anderem Zusammenhang mehr zu sagen wäre. Um 8 Uhr waren dann alle versammelt und Günther Dehn erklärte den ersten Abschnitt des Kolosserbriefes. Er legte starken Nachdruck auf das Eschatologische — alles um der Hoffnung willen — und das Objektive — sie ist uns in aller Wirklichkeit bereit gelegt im Himmel — und es war schmerzlich, aber lag in der Notwendigkeit der Tagung, daß es bei diesem Anfang blieb. Wir sind auf den Kolosserbrief nicht zurückgekommen, denn es fehlte für diese Besprechungen unter uns als Gesamtheit die Stimmung und Reife.

Das erste Referat im Auditorium war von Alfred Dedo Müller über den Radikalismus des Christusgeistes. Daß über dies schöne und mannherzige Referat eine so fruchtbare und unliebenswürdige Debatte sich entspann, war ein Anfang, des Folgenden würdig. Alfred Dedo Müller hatte ein Selbstbekenntnis ablegen wollen, er hätte den reinen und unbedingten Geist Christi gezeigt, wie er ihn sah,

aber er hatte einen Kreis vor sich, der als Gesamtheit nicht diejenige warme Temperatur hatte, in der ein Selbstbekenntnis allein leben kann. So wurde daran herumgezerrt und vieles vermißt, und man trennte sich unzufrieden.

Am Nachmittag sprach Günther Dehn über die Kirche. Sein Referat war, wie er selbst sagte, fast unvorbereitet und ursprünglich für einen kleinen Kreis beabsichtigt. Vielleicht kam beides ihm zu statten, denn er sprach mit unmittelbarster persönlicher Wärme. Wir alle sind radikal unkirchlich, das war die Voraussetzung des Referats. Die Kirche wurde gänzlich verworfen und verdammt, ihr Recht zu leben wurde ohne jede Einschränkung verneint. Das Leben ist aus der Kirche herausgedrängt und wenn wir hoffen, in sie wie sie jetzt ist, jemals wieder einen Arbeiter hineinzubekommen, so täuschen wir uns. Und nur von der Arbeiterfrage aus kann die Kirchenfrage gelöst werden. Mögen die Arbeiter sich unreligiös gebärden — eins haben sie was die bürgerliche Kirche nicht hat — die Hoffnung. Günther Dehn erinnerte uns, wie alles und jedes, was die Kirche in den letzten Jahren versucht, ein Fehlschlag gewesen sei: Christliche Presse so gut wie christlicher Sozialismus und christliche Jugenpflege. Das war alles ein krampfhaftes Ziehen und Zerren an der göttlichen Knospe.

Die Last von Anklage vermehrte noch Walther Koch, der die Theologen am meisten schuldig sprach. Georg Flemmig sagte wenige Worte aus der ganzen Fülle seiner Liebe zu seiner Heimat-Kirche heraus, wie sie auf dem Lande wirkt, in übersichtlichen Verhältnissen. Aber er hat ausdrücklich, daß man durch das Betonen dieser Seiten nicht das Berechtigte an der scharfen Kritik Günther Dehns und Walther Kochs abschwächen möchte — denn für die Stadt sei diese Kritik wohl völlig zutreffend. So war eine Art Panikstimmung geschaffen, und die blieb auch. Nur einer vermochte sie etwas zu lösen: Hans Ehrenberg mit seiner Mahnung, die Kirche nicht zu verachten, denn wie sie auch sei, doch sei sie der Leib Christi. Und einfacher Frömmigkeit habe es immer als ein Unding gegolten, fromm sein zu wollen, ohne kirchlich zu sein.

Und doch war dies der Gesamteindruck des Abends: Eine tiefe Erkenntnis der Trostlosigkeit unserer Lage war da — ein fast fieberhaftes Anklagen, Suchen, Warten — aber nichts, nichts von Erfüllung. Als Lösung schließlich nur das Wort Günther Dehns: Warten und schweigen.

Diese ganze Stimmung kam mächtig heraus in der folgenden Morgenandacht von Otto Reinhold. Das heißt eigentlich nicht diese Stimmung selbst, sondern ihre positive Rehrseite. Hier hörten wir mit voller Energie und Bedingtheit den Ton: Wartet doch. Laßt doch Gott machen. Lasset all' Euer Werk liegen, laßt Eure armselige

lächerliche Gelehrsamkeit — Gott wird schaffen! Das Ganze war ein Keulenschlag, man ging wie zerschlagen und doch gehoben hinaus und meinte: hiernach bleibt nichts, als mit dem nächsten Zug abzureisen. Denn hier war das entscheidende Wort gesagt: es hat alles Reden und Machen keinen Wert. Und hier war zugleich aus der Tiefe des göttlichen Lebens heraus der Tagung ihr Urteil gesprochen: Alles dies ist sinnlos. Aber warum tagte man dann noch weiter? Was nützte es, daß zweihundert Menschen noch weiter zusammenblieben, um sich gegenseitig zu erzählen, daß sie warten wollten? Man hätte vielleicht auseinander gehen sollen, aber es war gut, daß man es nicht tat. Denn jeder folgende Tag diente dazu, den Irrweg, auf dem wir waren, noch klarer als Irrweg zu beleuchten.

Karl Mennides Referat über innere Politik stellte unser Problem mit voller Schärfe. Zwei Punkte sind es, in denen wir uns grundsätzlich von den Menschen der Urgemeinde unterscheiden. Einmal: Sie glaubten und dachten eschatologisch, wir tun das nicht. Wir sehen uns in einen irdischen Zusammenhang hineingestellt, für den wir uns verantwortlich fühlen. Und zweitens: Wir sind überzeugt und erleben es täglich, daß die Seele des Menschen von den körperlichen Bedingungen seines Lebens nicht unabhängig ist. Es ist in der Tat möglich, daß Seelen verkümmern, weil ihr Körper unter unerträglichen Bedingungen lebt. Das wußten die Urchristen nicht, wir wissen es. — Weiter sagte er: Wir haben erkannt, daß die Gesetzmäßigkeit der „Welt“ eine andere ist als die des göttlichen Lebens. Wir können uns das am Beispiel der Gewalt verdeutlichen. Menschliches und gottgetriebenes Leben ist nur da möglich, wo keine Gewalt Platz hat. Wo die Gewalt beginnt, hat das reine Sein ein Ende. Andererseits aber: Wo dies göttliche Leben noch nicht ist, da kann nur mit Anwendung von Gewalt ein Minimum von wertvoller Existenz verwirklicht werden. Nun fragt es sich: Sollen wir auf alle Gewalt verzichten, und in dem Kreise wo göttliches Leben ist, an ihm Teil haben, ohne das Streben, handelnd in die noch un-göttliche Welt einzugreifen? Oder sollen wir in sie eingreifen um sie umzugestalten, dann aber sofort der Eigengesetzlichkeit dieser Welt verfallen? Es gibt aus diesem Problem keinen Ausweg — es gilt beides zu bejahen und sich durch beides hindurch seinen praktischen Weg zu erkämpfen. Denn nur dann erkennen wir die ganze Paradoxie des Lebens an.

So blieb Karl Mennide eigentlich im Problem stehen. Es beherrschte die weitere Tagung, aber ohne seiner Lösung irgendwie nähergeführt zu werden.

Dann warnte uns Lydia Eger, je zu einer Partei zu werden. Wir müßten Gesinnungsgemeinschaft bleiben, zur revolutionären Herbeiführung des Neuen, Radikalen.

Von der anschließenden Diskussion genau zu berichten, würde zu weit führen. Wir hörten vieles Schöne, selbst Natorp und Rohrbach versuchten uns zu helfen, und es wollte doch nicht vorwärtsgehen. Scharf wurde unsere ganze Art beleuchtet in unserer Auseinandersetzung mit Herrn v. Harnack, die während der Tagung mehrfach erneuert wurde. Er sprach als Angehöriger der Regierung und durchaus mit der Einstellung eines Menschen, der tatkräftige Menschen finden und irgendwo sichtbare Früchte ernten will. Man konnte das nur von ihm verstehen aber er hatte sich in uns getäuscht, ebenso wie die Stimmen, die von Zeit zu Zeit schmerzlich danach riefen, daß sie doch etwas Positives von der Tagung mitnehmen möchten. Es war von uns nichts Positives mitzunehmen, wahrlich nicht.

Mit schöner Offenheit las uns schließlich Wolf Meyer den Text, belustigte sich über unsere hilflose Betriebsamkeit, und riet uns, einfach als Knechte Gottes zu leben. Und Professor Bluntschli sagte in seiner warmen, bittenden Herzlichkeit schließlich dasselbe. Warum sucht ihr nicht einfach in euerem Kreise auszustrahlen, zu helfen und zu heilen? Warum so viel Mühsal und Kampf? Aber wir waren nicht in der Verfassung, von ihm zu lernen.

Es ist nicht schön, alles dies zu sagen und sich selbst dabei einzuschließen. Es geschieht auch nur, weil ich hoffe, mit dieser Kritik an uns selbst — über die wir ja schließlich alle einig waren — etwas zu nützen.

An diesem Abend war für viele von uns die erste erträgliche Stunde der Tagung. Die Schlichter Jugend — vielleicht 30 Menschen — traf sich unter der Universitätslinde. Es war stockdunkel und man sah sich nicht, aber man hatte doch sofort das Gefühl — hier war man unter Freunden. Hier verstand man sich ohne Worte und darum auch mit Worten. Und wie von selbst war hier plötzlich wieder das Du lebendig, von Schlichtern her, das man manchen gegenüber während der ganzen bisherigen Tagung noch nicht gewagt hatte. Es war ein wunderschöner Abend. Man sprach lange ins Dunkel hinein — worüber, ist schließlich gleichgültig, aber es war über Revolution und dann über das Handeln und Warten. Dann sangen wir zusammen, und schließlich — um die Trennung noch hinauszuschieben — zogen wir noch auf's Schloß. Dort entspann sich noch ein langes, schönes Gespräch — gottlob, nicht eine Debatte! — über die Kirche, über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, in einer der bestehenden Kirchen das, was wir ersehnen, erfüllt zu finden — schließlich über die Una Sancta. Hier merkte man, daß die Unkirchlichkeit, von der Günther Dehn gesprochen hatte, durchaus nicht die allgemeine Stimmung ist.

Hieran knüpfte — um das gleich hier vorwegzunehmen — am folgenden Nachmittag, im Freien, an der Lahn, Hans Ehrenberg an,



als er auf mehrfaches Bitten uns einiges von der Kirche sagte. Er sprach davon, wie wir vielleicht alle starken Zug zur katholischen Kirche fühlen, weil wir in ihr das Ideal der *Una Sancta* noch am ersten verwirklicht sehen. Aber er zeigte, wie es das doch nicht ist, wie auch sie schließlich Sekte ist, nur die größte von ihnen. Wie wir auch darüber hinausdringen und jede der konkreten Konfessionen als eine der notwendigen und durch die Verschiedenheit der Menschengruppen schicksalmäßig geforderten Ausprägungen der *Una Sancta* begreifen müssen.

Das war auf einem Nachmittagsspaziergange in Gisselberg, nachdem kurz vorher im Wirtshaus über praktische Fragen des Neuwerlverlages gesprochen worden war. Auch die Vormittagsdebatten — eingeleitet durch ein Referat von Walthar Koch — hatten an diesem Tage im Freien stattgefunden, ich war aber leider nicht dabei.

Mit jenem Nachmittagsspaziergange war die Tagung zu Ende. Kluglos lief man auseinander, denn das Zusammensein im Wirtshaus nach dem Abendbrot brachte auch keinen gemeinsamen Ton mehr.

Und die Bilanz? Eins darf man natürlich nicht vergessen: Wie sehr das Gelingen einer solchen Tagung von rein äußerlichen Glücksfällen abhängig ist. Es kann viel aneinander vorbeigeredet worden sein, ohne tiefere Ursache. Es war auch schlimm, daß wir nicht die ganzen Tage zusammen zubringen konnten. Viel derart ist für das Mißlingen in Rechnung zu setzen. Und doch liegen die Gründe auch tiefer.

Das war der innere Widerspruch der Tagung: Es waren eine Menge Menschen beisammen, voll des leidenschaftlichen Willens, daß irgendetwas anders würde, und doch aus innerer Notwendigkeit heraus gänzlich abgeneigt, dazu selbst mit Hand anzulegen. Aber recht hatte ein älterer Beurteiler (ein „Mann von gestern“, wie man auf der Tagung sagte), als er mir erklärte: „Als Ihr das alle sagt, daß Ihr warten wolltet, war ich wie vor den Kopf geschlagen. Wozu kommt Ihr denn dann zusammen?“ Und wirklich hatten diese Männer von Gestern mit ihrer Kritik zunächst nur zu recht. Wie viel Haltloses und Unkräftiges war da unter uns! Es herrschte ein fast krankhafter Trieb, alles zu zerrören und zu schelten, worin wir aufgewachsen sind — besonders eine seltsame Neigung der Theologen, sich selbst abzulehnen, indem sie alle Schande auf die Theologie häuften, im weiteren eine freudige Sucht der akademisch Gebildeten, die Wissenschaft, den Intellekt zu verfluchen. Es kam so weit, daß einer mit einer gemessenen bescheidenen Selbstanklage erklären mußte, er sei nun einmal nicht im Stande, anders als logisch zu denken, weil er es so gelernt habe.

Das Bürgertum zerschlug selbst seine bürgerliche Bildung, aber mehr — sein ganzes bürgerliches Wesen. Diesen ganzen Stand, der

da beisammen war — denn wir hatten nur wenige Proletarier unter uns — beseelte ein großer und, man kann nur sagen, krankhafter Widerwille gegen sich selbst. Nicht mit Unrecht sprach jemand von Lazarettstimmung.

Und wenn man jetzt auf Schlüchtern zurückblickt: so schön die Tage dort waren — war nicht von dieser Hilflosigkeit und Gespanntheit auch dort schon manches? Ist sie nicht ein Zeichen der Zeit? Und kann nicht Schlüchtern uns darum auch Marburg erklären?

Wie wollten wir in Marburg bessern? Aus der Religion heraus. Aber waren das Menschen mit der genügenden religiösen Stohkraft, die sogar daran verzweifeln mußten, den Kolosserbrief zusammen zu lesen? Auch da steckten wir in den Kinderschuhen — als Gesamtheit genommen.

Und was wollten wir bessern? Die soziale Organisation. Aber hatten wir denn auf die irgendwelchen Einfluß? Was wir — in der Mehrzahl Pfarrer, Lehrer und Studenten — redeten, ist das nicht für das Wirtschaftsleben völlig belanglos?

Wäre es also nicht das beste, wir gingen jetzt alle nach Hause, ließen zunächst das Tagen, suchten in der Stille zu wachsen, und so Gott will einmal in dem Kreis, in den wir gestellt sind, Christum zu treiben?

Das ist das Negative. Und doch ist es nicht alles. Wenn wir hier stehen blieben, würden wir dem nicht gerecht, was unsere Generation bewegt. Mag vieles vieles an uns zu tadeln sein — eines haben wir: Erkenntnis der Situation. Ein unendlich tiefes Erkennen war auf der Tagung da. Wir fühlten mit allen Fasern die Trostlosigkeit und zugleich die Reife der Lage, wir fühlten — und das unterschied uns von der Naumannschen Generation — wie gänzlich wir selbst am Ende sind und wie gänzlich wir dessen bedürfen, daß nicht irgend etwas ins Werk gesetzt wird, sondern daß ein Höherer wirkt. Wir wissen das nicht als eine verstandesmäßig erkannte Tatsache, sondern wir fühlen es wie Schmerzen an unserem eignen Leibe wir spüren die Wehen dieser Zeit als eine Gottesbewegung, deren Ursprung und Ziel wir nicht kennen, aber die wir doch wie einen verborgenen Brunnen deutlich rauschen hören. Dies Durchschauen in die inneren Gründe der Zeit ist uns mehr gegeben als den Aelteren, die ein ganzes Leben lang gehandelt haben. Daß wir mehr und tiefer erkennen, gerade das hemmt unseren Trieb zum Handeln, und viel mehr als das: Es gibt uns den festen und klaren Entschluß, nicht zu handeln, weil dies eine Wende der Weltalter ist, wo Gott handeln muß. Die Zeit ist reif, überreif, und so bleibt uns schließlich nichts als zu warten und dessen zu denken, der sprach: Hebet eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte!

## Mehr Pietismus!

Von Rudolf Nizich

**H**uh! Welch' eine Ueberschrift! Sie wird für manchen der Freunde genügen, um sich zu sagen: Den Artikel brauchst du nicht zu lesen. Es ist in unserem Kreis soviel Widerstand gegen allen Pietismus, daß man in ihm direkt die religiöse Einstellung sieht, die wir überwinden müssen und wollen. Das ist auch in Marburg immer wieder zum Ausdruck gekommen, am schärfsten in jenem Worte von dem „kümmerlichen Seelchen“, das der Pietismus retten wolle.

Und in der Tat kann ja keiner zu unserem Kreis gehören, der diesen Gegensatz gegen den Pietismus nicht versteht und teilt. In dem reinen Individualismus, dem Gott-und-die-Seele-Christentum, dem Herausretten des Einzelnen aus der Welt empfinden wir die Schranke, aus der die religiös-soziale Bewegung uns her austreibt. Der Blick des evangelischen Christentums, der Jahrhunderte auf den Glauben des Einzelnen gerichtet war, wendet sich nun der großen Menschheitsgemeinschaft zu in allen ihren Verhältnissen und Beziehungen, zielt nun auf das Reich Gottes. Es ist psychologisch und geschichtlich verständlich, daß das zunächst mit aller Einseitigkeit geschieht, die Antithese tritt neben die These; aber ist nicht doch erst in der Synthese die Vollkommenheit und die Kraft?

Es will mich bedünken, daß gerade der Pietismus, gegen den wir uns kehren, andererseits Züge in sich trägt, die wir nicht entbehren können, ja, die uns vielleicht gerade noch am meisten fehlen. Der Pietismus hat diese Züge in besonderer Stärke, darum soll er sie uns zur Anschauung bringen. Es sind zwei sehr einfache Dinge — entschuldigt, liebe Freunde, daß sie so einfach und selbstverständlich klingen —, es ist die Stärke des persönlichen religiösen Lebens und die Innigkeit der religiösen Gemeinschaft, eins nicht ohne das andere, sondern beides ineinander und miteinander. Das ist es, wonach ich auf der Marburger Tagung dürstete, was ich eigentlich als das Schönste von ihr erhoffte, eine religiöse Gemeinschaft zu finden, als eine Heimstätte der Seele, eine wirklich religiös-soziale Gemeinschaft, von der ganzen Stärke und Innigkeit des persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens etwa der Gemeinschaftsbewegung, aber nun ohne ihre Enge und Gefezlichkeit, statt dessen erfüllt von der ganzen Glut des sozialen Empfindens und Drängens. Es ist ganz dasselbe Verlangen, das Otto Samuel von der Blantenburg bei der Konferenz nach Marburg getrieben hat. Hat uns Marburg solche religiöse Gemeinschaft gebracht? Sie ist hier und da leise emporgekommen, aber dann wehte immer wieder von irgendwoher ein eisiger Windhauch, der die sich eben entfaltende Blüte wieder schloß.

Nicht aus Kritiklust heraus sind diese Zeilen geschrieben. Ich bin

unendlich dankbar für die ganze Tagung und kann nur dringend bitten, daß sie wiederholt werde. Was hat man für eine Fülle von Charaktermenschen gesehen und gehört, die die verschiedensten Richtungen verkörperten. Und doch fühlte man in aller Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit die einheitliche Grundstimmung der sittlichen Verpflichtung für die Brüder. Es war wundervoll, einzutauchen in diesen Strom des sozialen Dranges und in dem Eindruck seiner unwiderstehlichen Wucht sich zu stärken und zu freuen. Aber ein Innerstes der Seele verlangte doch noch nach mehr, nach einer stärkeren innigeren Gemeinschaft, die uns eben die geistige Heimat bringen sollte, nach der wir verlangen.

Ein richtiges Gefühl dafür war es, das die Leitung unserer Gemeinde veranlaßte, eine biblische Besprechung in den Rahmen der Tagung einzusetzen, und Gott sei Dank, daß der Vorschlag nicht durchdrang, von dem wir hörten, noch im letzten Augenblick diese Besprechungen wieder abzusetzen, auch wenn sie vielleicht noch nicht in allem das waren, was sie hätten sein können. Sie durften und dürfen auf keinen Fall fehlen. Und so etwas muß auch dabei sein wie diese Andachten morgens, die bei der Tagung so stattfanden wie sie für die Semesterzeit regelmäßig aus einem Kreis Marburger Studenten heraus eingerichtet sind in der kleinen Michaelskapelle am Berg: Gesang und Gebet zu Beginn und Beschluß, dazwischen biblische Vorlesung und — Schweigen, das jeder Seele Raum gibt in ihrer Sprache zu reden mit ihrem Gott. Leise tönt das Geräusch der erwachenden Stadt zur Kapelle herauf, nicht so laut, um die Andacht zu stören, aber doch laut genug, um zu erinnern an die Brüder und Schwestern, die da draußen ihre Arbeitswege gehen. Was sich da oben traf, das fühlte sich ohne viel Worte innigst verbunden.

Am dritten Tage sprach Otto Samuel morgens bei seiner Besprechung des Kolosserbriefes das aus, was hier gemeint ist, daß wir zu einer wirklichen religiösen Gemeinschaft kommen müßten, und bahnte sie selbst an. Leider wurde dieser Anregung nicht stattgegeben. Es ist die starke Abneigung gegen das Pietistische, was solche Anfänge immer wieder stört, aber wir bringen uns damit um die letzte Vertiefung des persönlichen Lebens und um das wirkliche Erlebnis religiöser Gemeinschaft. Nach den Worten Samuels hörte ich einen Freund, der in einer Aussprache besonders warme religiöse Töne hatte erklingen lassen, zu jenem sagen: „Aber nur nicht einen besonderen Kreis bilden!“ Das versteht man gut, aber ob nicht wirkliche religiöse Gemeinschaft doch zunächst erst einmal den kleineren Kreis braucht? Der kleine Kreis muß sich nicht gegen die anderen kehren; schadet es einer größeren Gemeinde, wenn sie verschiedene Gruppen umschließt? Würde dann nicht z. B. auch die Kirche ihrem Ideal näher kommen, wenn sie nichts wäre als die einheitliche Zusammen-

fassung der verschiedensten ihre Eigenart behaltenden religiösen Gruppen? Würde es nicht vielleicht unserer religiös-sozialen Gemeinde nur mehr Gestalt und Kraft geben, wenn sich in ihr eigenartig geprägte Gruppen zusammenschließen? Nur daß freilich diese Gruppen voll aufgeschlossen und jedem zugänglich sein müßten, so wie es etwa die Morgenandachten waren. Wenn der kleine Kreis sich schließlich mit dem großen deckte, um so schöner!

Man muß nur erst einmal solche innige religiöse Gemeinschaft kennen gelernt haben, um ihre ganze Schönheit und Kraft zu empfinden. Und ich möchte allen Ernstes sagen, daß uns Kirchenleuten gar nichts Besseres werden kann, als einmal irgendwie in die Gemeinschaftsbewegung einzutauchen, um die Kraft zu spüren, die dort trotz aller Schranken lebendig ist, und die Anstöße zu empfangen, nach denen wir bewußt oder unbewußt verlangen.

Aber die Nichtkirchenleute? Ach, ich glaube, es ist mancher unter denen, die allem Kirchlichen, „Christlichen“ so abgeneigt sind, der doch ein rechtes Glied für eine solche religiöse Gemeinschaft wäre und darin eine Sehnsucht seiner Seele erfüllt finden würde. Darf ich einmal einen persönlich nennen, Freund Walthar Koch. Die wenigen Worte, die er einmal bei der einen Aussprache aus innerer Ergriffenheit sagte, ergriffen auch mich sehr, da mir gerade aus ihnen der Ruf nach religiöser Gemeinschaft entgegenklang: Er gab die Frage einer Arbeiterfrau weiter: „Warum setzen wir uns nicht einmal hin und singen: Herz und Herz vereint zusammen!“ Und er hatte, wie er ein andermal sagte, sich nicht entschließen können, an den Besprechungen des Kolosserbriefes teilzunehmen, sondern hatte derweil allein für sich Rilke-Gedichte gelesen!

Ob wir vielleicht hoffen dürfen, daß uns aus unserer Jugend das erwächst, was wir vom Pietismus lernen müssen, die Stärke des persönlichen religiösen Lebens und die Innigkeit der religiösen Gemeinschaft? Einer von ihnen sagte mir, wie sich die Jungen sofort, wie sie nur bei der Tagung unter sich beisammen waren, sich ganz eng verbunden fühlten. Und ein anderer von ihnen sagte im Gespräch: Auf der Tagung waren zweierlei Menschen, Ethiker und Christen!

Es ist gewiß etwas Hohes, wenn man einen Menschen einen Ethiker nennen kann. Aber es kann dabei noch an einer letzten Beseelung fehlen, die erst die tiefste Kraftquelle erschließt und das höchste Ziel hinstellt. Deren bedarf gerade eine Bewegung wie die religiös-soziale, daß sie mit ihrem Eingehen ins Neuzere nicht zu weit vom Innersten abkomme und das sichere Gefühl für die rechten Ziele und Mittel verliere. Es drohen ja, wie wir hörten, die drei Versuchungen Jesu, in denen es sich dreht um die Brotfrage, um das Aussehen, um die Macht. Gerade der Religiös-Soziale muß doch sich und seinen Brüdern, denen er dienen will, immer und immer ins Herz rufen: Was

hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Das ist ein Bibelwort. Und das ist ja auch eine Eigenart des Pietismus, daß ihr die Bibel das vornehmste Mittel ist für die Bedung des persönlichen und gemeinschaftlichen Gotterlebens. Bibelworte müssen sich erfüllen, rief uns Otto Reinhold zu. Gewiß — aber sie erfüllen sich jedesmal wo sie in eine offene Menschenseele hineinwirken als ein Gotteswort zu dieser Stunde, das sich jetzt eben wieder erfüllt und heute durch mich erfüllt sein will. Wie klang es uns in der einen Morgenandacht ins Herz, als wir die Worte hörten: „Ich habe gesehen das Elend meines Volkes in Aegypten und habe ihr Geschrei gehört über die, so sie drängen; ich habe ihr Leid erkannt. — So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk, die Kinder Israel, aus Aegypten führest. Ich will mit dir sein; und das soll das Zeichen sein, daß ich dich gesandt habe, wenn du mein Volk aus Aegypten geführet hast, werdet ihr Gott opfern auf diesem Berge“.

So gibt es noch vieles, vieles in der Bibel, das erfüllt sein will, um uns zu erfüllen mit aller Gottesfülle, unser persönliches und gemeinschaftliches Leben zur vollen Tiefe und Innigkeit zu bringen. So möchte der Ruf verstanden werden: Mehr Pietismus!

## Betrügen wir uns?

Von Normann Körber.

Kol. 2, 20: Wenn ihr mit Christo abgestorben seid den Grundsätzen der Welt, was lasset ihr euch Satzungen auferlegen, als lebet ihr noch in der Welt?

**F**immer wieder spukt „das Problem der politischen Tätigkeit der Christen“! Und die Frage, „wie wir uns zu ihm zu stellen haben“! Wir sprachen ja schon in Schlüchtern zu Pfingsten darüber. Was ich damals sagte, ist auch heute noch meine Ueberzeugung. Es gibt gar kein solches „Problem“ für den Christen! Entweder der und jener unter uns hat den Ruf, sich politisch zu betätigen. Dann wird ihm Gott auch schon die — sachlichen und taktischen — Wege zeigen, die er zu gehen hat. Am allerwenigsten wird er ihre Aufzeigung von einer Versammlung von politischen „Laien“ erwarten können, die noch dazu erst zu dem Problem, „ob überhaupt“ und „wie“ auf der Zusammenkunft „Stellung nehmen“ wollen? — Oder wir haben nicht den Ruf zur politischen Betätigung. Dann sollen wir auch — um Gottes Willen! — die Finger davon lassen! Sich dazu zwingen, als zu einer vermeintlichen Christenpflicht, ist öde Geheißlichkeit und führt zu nichts. „Was lasset ihr euch Satzungen auf-

erlegen, als lebet ihr noch in der Welt?“ Dies Wort, das Paulus im Hinblick auf kultische Gebräuche spricht, kann man mit gutem Recht auch hierauf verallgemeinern. Wie weiß Paulus doch in fast allen seinen Briefen die Freiheit eines Christenmenschen nicht genug zu rühmen! Freilich die Freiheit in Christo, die nur die Rehrseite einer völligen Gebundenheit in ihm ist! Ist das aber noch ein aus der Gebundenheit in Christi entspringendes Tun, wenn wir uns erst verstandesmäßig klar werden müssen, wo unsere Pflichten liegen und welches sie im Einzelnen sind und noch dazu — womöglich — durch Mehrheitsbeschluß oder so was Aehnliches? — „Was ihr auch immer tut, das tut von Herzen als dem Herren und nicht den Menschen!“ Darin liegt doch zugleich die Beschränkung: Nur das tut, was ihr so von Herzen als dem Herren tun könnt! Hierzu aber treibt uns der Geist selbst. Das ist ja das große Geheimnis von der Freiheit eines Christenmenschen: Nur nicht ich, sondern Christus in mir! — Warum denn immer wieder die Rücksälle in Intellektualismus und menschliche Herrschgelüste? Denn die ganze Fragestellung des Themas entspringt einem solchen, und irgendwo lugt hinter allem „Radikalismus“ die menschliche Geselchlichkeit hervor, die da gar zu gerne Grundsätze und Maßstäbe für das politische Handeln eines Jeden aufstellen möchte! — Ja, ganz etwas Anderes wäre es, und ich wollte nichts dagegen sagen, wenn es etwa geheißsen hätte: „Vom 6. bis 10. September wollen wir in Marburg zusammenkommen, um zu hören, was Carl Menzies oder meinethalben auch Günther Dehn oder Walther Koch uns zur Politik zu sagen haben. (oder vielleicht auch, von uns fordern!). Diskussionen finden nicht statt. Laßt uns schweigend hören, was Gott uns durch diese Männer zu sagen hat, und das Uebrige ein Jeder zu Hause mit seinem Gott abmachen!“ — Das klingt zwar für demokratische und vielleicht auch manche „radikale“ Ohren sehr hart. Aber es würde uns von viel Selbstbetrug befreien, und das gehört in erster Linie zum „Radikalismus des Christusgeistes“. (ein schauderhaftes Wort!). —

Wenn diese Zeilen gedruckt sind, wird die Marburger Tagung hinter uns liegen. Dann werden wir wissen, ob es ein Marburg mit Fragezeichen oder Ausrufungszeichen war. Und auch im letzteren Falle werden wir uns noch einmal sehr ernsthaft zu fragen haben: Wie stehe ich denn nun eigentlich zur politischen Tätigkeit des Christen? Und wie werde ich jetzt konkret politisch handeln? — Denn, Hand auf's Herz, Brüder: Betrügen wir uns selbst nicht immer noch? —

## Durchblicke durch Marburg.

Von Will Bölger.

**K**eine Kritik! O Freunde, laßt das Kritisieren. Sind wir alle schon wirklich geistliche Menschen, daß wir alles richten könnten und dürften?

Die Tagung mußte so verlaufen, wie wir alle es schmerzlich erlebten. Darum konnte ich nicht „leer“ hinweggehen, wie viele der Freunde, unbefriedigt, grollend. Gott stand ja hinter dem allem. Wenn während der Verhandlungen trotz des wehtuend vielen Redens vom „Christusgeist“ unsere Augen zumeist gehalten waren, daß sie Ihn nicht schauten, so vermögen wir jetzt durchzublicken. Immer ist's so, daß Gott uns in die Felspalte stellt und Seine Hand über uns hält, wenn Er an uns vorübergeht. (2. Mose 33, 12—33).

Aber sollte es immer so sein? Heute noch, da wir doch Christus kennen?

Daß es auf der Tagung so war, erscheint mir die Folge davon zu sein, daß wir keine Christen mehr oder noch nicht wieder sind. Wir wollen dies Gottesurteil, das wir schmerzlich und erschütternd schon während unseres Zusammenseins ahnten, demütig hinnehmen. Gewiß, es waren auch schon wieder echte Christen da. Aber warum mußten sie fast alle schweigen? Warum mußten die alttestamentlichen Stimmen so laut klingen? Die Stimmen von Zeloten, die Gott als den Geist verkündigten, die Rufe von Predigern in der Wüste?

Es war charakteristisch, daß man die geplanten Kolosserbrief-Besprechungen von vornherein absetzen wollte, ja sie als „Stilfehler“ einer religiös-sozialen Arbeitsgemeinde brandmarkte. Nachträglich glaube ich die notwendige Verknüpfung dieser Stimmung mit der Grundhaltung der ganzen Tagung klarer zu sehen. Die meisten kamen doch letztlich als irgendwie „Fertige“, Voreingenommene, Nicht-Aufgeschlossene. Glaubten nicht viele, sie hätten Religion und Sozialismus? Wie war es möglich, daß das schreiende Bedürfnis unserer Zeit: Wie werden wir armen, ausgetrockneten Modernen wieder Christen? gar nicht gehört wurde — trotz mancher emphatischer Predigt über unsere Hilflosigkeit? Wer aber half denn? Warum wies man den einen Versuch, Hilfe zu finden, durch Versenkung ins göttliche Wort, ab?

Es wurde viel über die Theologen gescholten. Aber waren jene Tadler schon berufen zu ihren Schmähungen? Und mußten nicht gerade die Theologen schmerzlich erkennen, daß hier nicht religiös Bevollmächtigte, sondern meistens nur — schlechte Theologen zu Wort kamen?

Hier wurde mir eine Erkenntnis, die unseren Freunden das Herz unruhig machen sollte wie mir. Unsere Religion ist Dilettantismus,



ist nicht mehr wachstumsschaffende Kraft. Viel Angelesenes, viel Aesthetisches, viel zeitgeistbedingte Stimmung, aber keine Gewißheit, keine Vollmacht. Wer von Draußenstehenden hätte sich entsetzt über die Reden, die hier gehalten wurden, wie einst die Leute in Kaper-naum über Jesu Lehrer. (Mth. 7, 28)? —

Der Intellektualismus des letzten Jahrhunderts hat unseren inneren Menschen zerrissen, sodaß eine tiefe Kluft zwischen dem bewußten Gedankenleben und der unbewußten Triebphäre entstand. Es scheint mir, als ob wir heute, nachdem wir die gefährliche Macht des Intellekts erkannt und abgewiesen haben, uns reaktionsgemäß ganz dem irrationalen Gefühl überließen. Es war doch typisch, daß Gott einmal mit den zwei Grundtrieben der Psyche, mit Haß und Liebe einfach identifiziert wurde. Solche Religion aber ist vordchristlich, naturalistisch. Diesen Weg zu Gott können wir heute nicht mehr gehen, weil er psychologisch unmöglich geworden ist. Es ist tatsächlich in den verfloßenen neunzehnhundert Jahren eine andere Seelenverfassung entstanden, die uns hindert, unvermittelt wieder so sein zu können wie die Urchristen, an denen uns so oft heute ihr Enthusiasmus begeistert. Wenn wir heute enthusiastisch sein wollen, werden wir stets nur leidenschaftliche, psychisch Erregte, Strohsfeuer sein; denn wir sind heute nicht mehr ohne weiteres *en theo*, in Gott, in dem, was Paulus *Pneuma* nennt. Und solange uns dies Geheimnis der ersten Christen nicht packt und nicht eher losläßt, bis wir ahnen, was damals erlebt wurde, ist tatsächlich aller „religiöse Sozialismus“ nur eine theologisch schlecht formulierte Etikette für politische Leidenschaftlichkeit.

Die Dinge sind nun einmal nicht einfach —, wenigstens für den Menschen von heute. Die Freunde, die sich über die Theologen ärgerten, wissen nicht, daß der Grund ihrer scheinbar nur intellektuellen Kompliziertheit darin liegt, daß unser Seelenleben von heute so heillos zerfahren ist, daß es allerdings oft sehr schwieriger Heilmethoden bedarf, ehe wir wieder einigermaßen nur, mit oder ohne theologische Krücken, nach dem Tempel Gottes humpeln können. Die Theophanie selbst aber müssen wir erwarten. Der Geist Gottes weht, wenn Er will.

Und noch einen Blick hinter den Bindestrich! Es war mir manchmal, als stände hinter sovielen Reden immer noch die Tambacher These: Ein Christ müsse Sozialdemokrat (der inzwischen veränderten Gesamtlage angepaßt sogar besser: Kommunist) sein. Mir schienen viele — aus irgend einem Grunde — Politiker geworden zu sein. Eine nachträgliche Selbstrechtfertigung dieser Tatsache suchten sie dann bei Jesus — wobei sich genau ähnliche exegetische Vergewaltigungen ergaben wie bei der „Kulturprotestantur von gestern“, nur im umgekehrten Sinne. Wie aber, wenn nun doch trotz aller Bindestriche hier eine Kluft wäre?

Natorp faßte schon zusammen, daß Einigkeit (und hierin auch ursprüngliche Religion) nur im Negativen des Komplexes Sozialismus vorhanden sei; darüber hinaus sei Sozialismus ein Rätselwort. Warum verdunkeln wir dies Rätselwort noch mehr dadurch, daß wir gefühlsmäßig „religiös“ Sozialisten sind? Hier führt wirklich nur ganz nüchterne, strenge wissenschaftliche Arbeit weiter. An sich sind mir alle Wirtschaftssysteme gleichgültig und gleich fern als Christ. Denn sie werden alle irgendwie nur „organisierte Ungerechtigkeit“ schaffen können. Ueber ihre Annahme oder Ablehnung entscheidet nur sachliche Einsicht.

Und doch haben wir heute den Urchristen gegenüber ein Mehr. Es ist mir evident, daß heute die geistigen Impulse jener ersten Zeit wieder in die Welt einbrechen. Und doch kann's nicht so werden wie damals. Die vergangenen Jahrhunderte haben ihre Arbeit auch für uns getan in Wirtschaft und Technik, in der Beherrschung der „Natur“. Wir müssen als Christen heute ganz anders auf die „Welt“ wirken wie die Urgemeinden. Aber nicht gefühlsmäßig, sondern mit den Mitteln, die jahrhundertelange Arbeit geschmiedet hat. Wie wir diese aber handhaben, ist eine Frage der Technik, eine Angelegenheit unserer wissenschaftlichen Erkenntnis. Und da diese bei den einzelnen verschieden ist, wird auch die Stellungnahme in den wirtschaftspolitischen Kämpfen eine verschiedene sein.

Und hier ragt das andere ungelöste Problem herein. Ich glaube nicht, daß die Arbeiterfrage oder irgend eine wirtschaftliche Frage die Kirchenfrage lösen wird. Das Gegenteil erscheint mir richtig. Die Lösung der Kirchenfrage im Sinne der Una Sancta wird auch Lösung unseres heutigen Chaos bringen. Wenn wir kühl und ernst ablehnen allen gefühligen Sozialismus, wenn wir hier jeden nach bestem Können und mühevoller Einsicht in die Dinge handeln lassen an seinem Ort, muß sich als Ziel des religiösen Menschen ergeben: In allen Lagern der Politik immerlich lebendige Menschen zu finden zur Schaffung eines Gemeinschaftsbewußtseins, das alle Grenzen überfliegt, sodaß man sich nicht mehr klassenkämpferisch zerfleischt, sondern bei jedem den guten Willen zur Volksgemeinschaft voraussetzend gemeinsam die große Lösung vordereitet, sachlich abwägend, nüchtern zu- und abgebend. Und diese Arbeit sollten die Kirchen leisten, alle! Es würden dann wohl Kirchengemeinschaften sozialistischer Arbeiter, Kleinbürgergemeinden und — meinerwegen — hochkirchliche Kapitalistengruppen entstehen. Aber in allen lebte der Wille zur Volksgemeinschaft, durch die Kirchen gereinigt von jedem Egoismus, und das religiöse, alle verpflichtende Band der Una Sancta.

Noch einen Gedankenkreis möchte ich zum Schluß anfügen. Trotz alles Gefühlsmäßigen, Leidenschaftlichen, das der Komplex „religiöser Sozialismus“ umschließt, lebt zuviel ichbetonte Bewußtheit in dieser

Bewegung. Man will Reich Gottes oder eine göttliche Kultur schaffen; aber man schafft sie nicht einfach, ohne zu reflektieren. Täte man dies in dem nüchternen Sinn, wie oben angedeutet, dann wäre es gut. Aber man verquickt dies leidenschaftliche Wollen mit Eschatologie, mit einer Eschatologie aber, die nur Bewußtseinsinhalt, nicht Realität ist. Wie könnte man sonst so über Eschatologie diskutieren, wie es geschehen ist?! Ich will nicht schärfer analysieren, was es mit den sich als eschatologisch präsentierenden Menschen auf sich hat. Jedenfalls aber lebt hier ein egozentriertes Bewußt-Sein von Dingen und Kräften, die dadurch ihrer Wirkungskraft beraubt werden.

Einst kamen Mönche in unser Vaterland, die Christum predigten und nach den von ihnen vorgefundenen Bedürfnissen bauten und kultivierten. Sie hatten keine Programme, sie reflektierten nicht über eine neue Kultur. Aber sie schufen eine Kultur.

Heute sind wieder Mönche hinausgezogen, getrieben von einem Irrrationalen (noch fassen sie es in verschiedene Gefäße; doch scheint es mir, daß es in allen dasselbe ist: Die Sehnsucht und die Liebe zu Christus). Sie bauen und siedeln wie jene mittelalterlichen Mönche. Mögen sie noch so unrationell arbeiten (was wohl mit dem sie treibenden Irrrationalen zusammenhängen wird) — wenn wir überhaupt heute inmitten einer sterbenden Kultur die Ansätze zu einer neuen finden können, so scheint es mir hier zu sein, wo ohne Programme, ohne Reklame, ohne „Bewegung“ sein zu wollen, wirkliche Liebesgemeinschaft versichtbart wird. Ich denke dabei nicht nur an die „Siedlungen“ im engeren Sinn (von denen allen auch nicht gleicherweise das eben Gesagte gilt), obwohl ich hier die zukunftsstärkste Parallele zu den mittelalterlichen Kulturansätzen sehe, nur daß die äußere Tendenz der Heutigen das umgekehrte Vorzeichen trägt: damals städtegründend, heute städtezerstörend. Nein, hierher rechne ich auch noch all die in den Städten entstehenden Lebensgemeinschaften und Bruderschaften, die zum „Brotbrechen“ zusammenkommen „in den Häusern hin und her“.

Seid ihr alle Freunde dieses neuen Werks, dann erübrigen sich Tagungen und Bewegungen wie die unsrige. Aber fehlt uns die objektive Geschlossenheit der Seele, die irrationale Gläubigkeit, die nicht mehr über sich reflektiert, die erlebt, das Reich Gottes ist mitten unter uns — dann bleibt nur der andere Weg, den ich zu zeigen versuchte. Dann fehlt uns aber auch jede Eschatologie; denn diese kann nur als Ueberschwang gegenwärtig schon erlebten Reich-Gottes-Besitzes wirklich echt sein. Dann müssen wir immanente, nüchterne Arbeit tun und dazu die Probleme unserer Tagung gerade vom andern Ende her erfassen.

## Das Marburger Religionsgespräch.

Von Karl Müller.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Ein triviales Wort! Oder bitterernste Wahrheit? Wahrheit auch jetzt, auch heut', da ein ganz Neues hereinbrechen will? Soll es wirklich hereinbrechen?

Da sind Stunden, da uns das Letzte ganz nahe ist, daß wir meinen, wir brauchten nur zuzugreifen und den Schleier hinwegzuziehen, um in sein Licht zu schauen. Und dann wieder Stunden, da es so welkenfern ist. Und wie oft, wenn es uns ganz nahe dünkt, ist es uns ganz fern!

Nichts Neues unter der Sonne. Wir haben nach vierhundert Jahren wieder einmal ein Religionsgespräch gehabt. Nicht mehr. Ein Religionsgespräch mit dem gleichen Ernst intellektuellen Ringens wie einst, mit dem gleichen Willen zur ganzen Wahrheit, mit der gleichen Leidenschaftlichkeit religiöser Ueberzeugung.

Ich war mit einer brennenden Sehnsucht nach Marburg gekommen und fand ein Religionsgespräch, das meiner Not nichts gab. Bis dann jene Abendstunde kam, da wir ganz Jungen miteinander saßen, da unser Schlichter Lied zum Sternenhimmel emporstieg und all die Disharmonien und Antinomien versanken und untergingen in der Einmütigkeit des Geistes, die unter uns war. In der Stunde wußten wir es: Wir gehen den andern, gehen unsern Weg. Wende der Zeiten, Wende der Generationen!

Das Religionsgespräch ist zu Ende gegangen. Wir sind auseinander-gelaufen, so ganz formlos, so ganz trostlos wie — Schafe, die keinen Hirten haben. Ein einziges Mal haben wir unsere Hände zu einem kindlichen Gebet gefaltet — Georg Flemmig, ich danke es Dir! —, in Lambach hatten wir es noch öfter gekonnt, es fand sich kein noch so kleiner Kreis zusammen, der vorm Scheiden miteinander zum Abendmahl gegangen wäre. So ganz gottlos sind wir gewesen.

Es ist Nacht, dunkelste Nacht. Im fernen Osten ein erster, allererster Lichtschein, als wollte es Morgen werden. Nur wache Augen können ihn schauen. Wir haben ihn gesehen, wir können unsern Blick nicht mehr wegwenden. Er ist das Ziel, das leuchtende, jauchzende Ziel unserer mühseligen Wanderung. Dorthin pilgern wir durch dunkelste Nacht, zum ersten Morgenrot eines neuen Tages. Alt und Jung. Aber der Schritt der Jungen ist leichter und schneller. Sie haben nur eine Sorge: Der Morgen könnte kommen, ehe sie am Ziele sind.

Und dann sind sie am Ziel, stehen an hoher Küste, und zu ihren Füßen rauscht das Meer der Unendlichkeit. Leuchtend geht über ihm die Sonne auf. Da sinken sie in die Knie und grüßen den neuen Tag.

Wo werden die Alten dann sein?

## Blatt und Apfel.

Von Wilhelm Praesent.

**D**u bist ein haltloser Gesell und hast eigentlich nie recht gewußt, wo du hinaus wolltest“, sagte ein Blatt zu dem rotbäckigen Apfel, mit dem es am selben Zweige hing, „erst warst du eine Knospe, danach eine Blüte, dann ein Apfel, und jetzt — färbst du dich gar. Betrachte mich: Ich wuchs, blieb mir aber immer treu“. „Ereifere dich nicht“, gab der Angeredete zur Antwort, „ich blieb mir treu wie du, denn ich war von Anfang an zu dem bestimmt, was ich jetzt bin; aber eine reife Frucht werden, mein bestes Blättlein, das verlangt eben noch andere Veränderungen außer der, in die Breite zu gehn!“

## An Freunde und alle die mit uns suchen.

Eine Botschaft von der Konferenz aller Freunde (Quäker),  
London 12. — 20. August 1920.

**D**ie Welt ist heute in schwerer Not. Liegt es nicht zum Teil an uns, ob ihre Qualen der Todeskampf einer sterbenden Kultur oder die Geburtswehen eines neuen und schöneren Lebens sein sollen, in welchem Gerechtigkeit herrscht? Sind nicht wir, die wir uns Christen nennen, mehr als andere verantwortlich für die gebrochenen und verelendeten Menschenleben, welche der Krieg hinterlassen hat, für die Unterdrückung der schwächeren Klassen durch die starken, für die Uebel in unserer sozialen und wirtschaftlichen Ordnung, welche das Leben von Menschen noch am Wachstum hindert und zerstört?

Und doch hatten wir vor uns ein Bild, in uns eine Stimme. Hätten wir nur auf sie geachtet, so würden sie uns von Selbstsucht und Selbstgefälligkeit zu einem Leben in brüderlichem Dienste geführt haben, welches die Wurzeln des Kriegsgeistes ausgerissen hätte. Wir haben versäumt, diesen Weg Jesu Christi zu gehen, der das Schwert verwarf und das Kreuz wählte. Wir schlugen einen scheinbar sichereren Weg ein. Durch unsere Unterlassung ist Christus mißverstanden worden und manchem scheint der Gottesgedanke überhaupt aus der Welt verschwunden zu sein.

Jedoch da ruft noch eine Stimme in uns und mehr als jemals brauchen wir und braucht die Welt das Bild, die rettende Gegenwart Jesu Christi, die uns den Sinn des persönlichen Lebens offenbart, uns die Wirklichkeit Gottes verstehen hilft und uns Gottes wahres Wesen enthüllt. Denn im Hintergrunde unseres Lebens in seiner ganzen Mangelhaftigkeit, da ist Er, unser Vater, die zentrale Wirk-

lichkeit, die uns zu sich zieht, um uns und die Welt durch ihre Gegenwart umzuformen. Aus diesem Grund ist jedes menschliche Leben geheiligt. Unsere Welt- und Lebensordnung, wie hoffnungslos sie auch zu sein scheint, kann dennoch neugestaltet und wiedergeboren werden durch die Kraft des göttlichen Lebens, welches der Welt in seiner Fülle in der Person Jesu wiedergegeben wurde.

In dem Licht von Christi Lebensweg und nach seinem Wertmaßstab laßt uns die Fehlerhaftigkeit unseres eigenen Lebens und unserer Zivilisation prüfen.

Wir haben als Völker und als einzelne zu viel an Besitz und Macht, zu wenig an Dienst und gegenseitige Hilfe gedacht. Der einzige Wert in unserem ganzen sozialen System ist die menschliche Persönlichkeit, so oft wir auch diese Grundtatsache durch Abstraktionen aus dem Auge verlieren. Wir sprechen von einer Nation als dem „Feind“, wir sprechen von einer Gruppe als der „Arbeit“ oder dem „Kapital“, und wir vergessen die Männer und Frauen, welche die Gruppe bilden und welche die einzigen Realitäten sind, jeder vom anderen verschieden, obschon ein jeder den Stempel des Göttlichen trägt und einer neuen Geburt zu einer neuen sozialen Welt fähig ist.

Diese neue Welt, das Reich Gottes, wird im Stillen schon jetzt aufgebaut. Ihr Gesetz wird offenbart in manchem einfachen Leben, in dem Vertrauen und der Freude eines kleinen Kindes, in der reinen Liebe einer Mutter zu ihrem Kindlein, in der Treue, die Freund mit Freund verbindet, in jeder Tat aufrichtigen, selbstlosen Dienstes.

Fortschritt kommt nicht von selbst. Er liegt in der Persönlichkeit von Männern und Frauen, in der Art unseres Seins. Kein sozialer Wiederaufbau, der nur materiell ist, kann das Heil bringen; ja, ohne eine entsprechende geistige Wandlung muß er elend scheitern. Laßt uns bereit sein, durch alle noch so großen Schwierigkeiten hindurch vorwärts zu gehen mit ruhigem Vertrauen und Mut; und selbst wenn das Ergebnis der großen Unruhe rund um uns nicht die neue Welt unserer Hoffnungen sein sollte, sondern vielmehr unsere jetzige Zivilisation sich auflösen und vergehen sollte in Dunkelheit und Tod, müssen wir vertrauensvoll festhalten an dem einzigen Lebensweg, welcher uns persönlich und als Gesamtheit zu der Welt führen kann, nach der wir uns sehnen. Das ist Christi Weg, die Art von Gemeinschaft und Dienst, welche von Mensch zu Mensch den wahren Schlüssel zu dem Tor der Glückseligkeit findet, um in jedem Menschen ein Wesen von unendlichem Werte zu sehen, das ein schöpferisches Glied in der neuen Gesellschaft werden kann, welche eben jetzt ersteht inmitten der Verwirrung unserer kranken Welt.

Hinter unserer Ruhelosigkeit ist Gott verborgen. Er wirkt noch in der Welt mitten im Leben der Menschen. Laßt uns unsere Herzen Seiner eindringlichen Wahrheit öffnen. Können wir nicht den Weg

Jesu suchen und Schritt für Schritt alle Lebensverhältnisse an Seinem Geiste prüfen? Das wird Opfer kosten, wenn wir aufrichtig sind; das wird einschneidende Veränderungen in Industrie, Geschäft und häuslichem Leben bedeuten. Das ist eine Aufgabe, die uns alle berührt. Ist unser Leben so einfach, daß es Gemeinschaft mit allen unseren Mitmenschen möglich macht? Sind wir bereit mit andern zu arbeiten, auch wenn es uns selbst Opfer kostet? Wägen wir den Wert eines Menschen ohne Ansehen der Person? Hassen wir die Habsucht? Leben wir in dem Geiste, welcher alle Kriege unmöglich macht?

Die Wurzeln des Krieges können aus unser aller Leben ausgerissen werden, wie es lange vorher bei Franziscus von Assisi und John Woolman der Fall war. Tag für Tag laßt uns jeden Keim von Haß und Gier, von Groll und Neid in uns selbst und in dem sozialen System um uns herum aufspüren und entfernen. Christi Weg der Freiheit ersetzt slavischen Gehorsam durch freiwillige Genossenschaft. An die Stelle des äußeren Zwanges setzt Er innere Autorität. An die Stelle des Eigennuzes muß das Opfer treten, an die Stelle von Herrschaft Zusammenarbeit. Furcht und Mißtrauen muß dem Geist des Vertrauens und des Verstehens weichen. So werden wir mehr und mehr allen Menschen Freunde und unser Leben wird mit der Freude erfüllt werden, welche bei wahrer Freundschaft niemals ausbleibt. Sicher ist das der Weg, auf den Christus uns weist, die Schranken von Rasse und Klasse zu überwinden und so die ganze Menschheit zu einer Gesellschaft von Freunden zu machen.

Unterzeichnet im Namen der Konferenz —

John Henry Barlow, Vorsitzender.

## Botschaft der internationalen Tagung junger Freunde

zu Jordans (England), 24. — 30. 8.

**S**chritt für Schritt sind wir zur tiefen Erkenntnis der Liebe geführt worden, die uns mit allen suchenden Menschen in geistiger Gemeinschaft vereinigt.

Wir haben versucht, den Tatsachen der Welt, wie sie ist, offen ins Gesicht zu schauen, da wir wissen, daß wir nur von dort aus zu der Welt gelangen können, wie sie sein soll.

Der Krieg hat uns den moralischen Zusammenbruch einer Kultur offenbart, die uns die Ausübung der Liebe in unseren sozialen und internationalen Beziehungen verbietet. Wir tragen den Glauben, daß aus dem Chaos der Gegenwart eine neue Welt erstehen wird.

Wir können dies Ziel erreichen, wenn jeder einzelne von und danach strebt, so zu leben, daß das Göttliche in ihm befreit wird!

Jesus hat uns gezeigt, wie die Erkenntnis, daß Gott unser aller Vater ist, unser ganzes Leben durchdringen kann. Er hat uns gezeigt, daß alle letzten Lösungen der Weltfragen nur in persönlichen Verhältnissen und im gegenseitigen Verstehen liegen können. Wir erkennen daher, daß wir danach trachten müssen, den reinen Geist der Liebe in alle unsere Beziehungen mit unseren Mitmenschen hineinzutragen.

Die Würde der Persönlichkeit verlangt eine vollständige Aenderung unserer sozialen und wirtschaftlichen Ordnung. Das befreit uns natürlich nicht von unseren unmittelbaren Pflichten.

Wir sind dazu berufen, als Menschen der neuen Welt zu leben, während wir noch in der alten stehen. Wir kennen die Schwierigkeit dieser Aufgabe und erkennen, daß zu ihrer Erfüllung das Leben jedes einzelnen und das Leben der Gemeinschaft aller tief in der Einheit mit Gott verwurzelt sein muß. Quäkertum heißt für uns dies gottbewußte Leben. Wir möchten die Erkenntnis, die wir empfangen haben, an andere weitergeben.

In der Demut, die aus unserem Unvermögen fließt, die Gedanken, die wir verkünden, in die Tat umzusetzen, andererseits jedoch mit dem Wagemut derer, die die Größe ihrer Sendung fühlen, wollen wir zu gemeinsamer Arbeit unser Leben mit dem Leben aller aufs engste verbinden, die mit uns danach streben, das Gottesreich auf Erden zu errichten.

## Wir sind!

Von Otto Salomon.

Er ist der Sinn und aller Rätsel Tiefe,  
Wo Er nicht wandelt, sind die Worte tot.  
Wo Seele ist — ist's Seiner Seele Hauch,  
Die frommen Kräfte sind von Ihm geschenkt  
Sein Kommen deutet, wenn wir Zukunft sagen,  
Sein Wille ist's, der unsern Willen lenkt,  
In jedem Bild erscheint uns nur Sein Bild,  
Und was noch fern ist, sehnt sich, Ihm zu nah.  
Was Ihm nicht gleicht, empfang doch Licht von Ihm.  
Zu Ihm getragen, trägt sich Schweres leicht  
Und keinen Weg gibt's als nur Seinen Weg.  
Er ist das Weltgewissen, — ist die Macht,  
Die uns hinweghebt — über uns hinaus  
Zur maienhellen Freude — daß „wir sind“.



## Die Kirche im Spiegel des 39. Kongresses für Innere Mission.

Breslau vom 5.—10. September 1920.

Von Friedrich Delekat.

**A**ls Innere Mission gilt uns nicht diese oder jene einzelne, sondern die gesamte Arbeit der aus dem Glauben an Christum geborenen Liebe, welche diejenigen Massen in der Christenheit innerlich und äußerlich erneuern will, die der Macht und Herrschaft der aus der Sünde direkt oder indirekt entspringenden mannigfachen äußeren und inneren Verderbens anheim gefallen sind, ohne daß sie, so wie es zu ihrer christlichen Erneuerung nötig wäre, von den jedesmaligen geordneten christlichen Aemtern erreicht würde."

Ich setze diesen Satz aus der Denkschrift Wicherns an die deutsche Nation an die Spitze, um an ihn eine Frage zu knüpfen, die ich nicht beantworten will. Die Frage lautet: Darf sich die evangelische Kirche in ihrer augenblicklichen Situation das in diesem Satze angegebenen Ziel überhaupt noch stellen? Hat es Sinn, Innere Mission zu treiben, solange das christliche Selbstbewußtsein der evangelischen Kirche über seine wichtigsten Angelegenheiten nicht mit sich ins Reine gekommen ist? Oder muß die Innere Mission notwendiger Weise jene peinliche Attitüde einer zwar laut verkündeten, aber doch nicht innerlich bezwingenden Ueberzeugungssicherheit annehmen, solange an allen Punkten, an denen es sich um die Neueinstellung des evangelischen Christentums zu den Hauptproblemen unserer Zeit handelt, eine quälende Unsicherheit deutlich hervortritt?

Der 39. Kongreß für Innere Mission hat deutlich erkennen lassen, daß hier die Not ist, mit der die evangelische Kirche ringt. Das trat in allen drei Hauptvorträgen und den nachfolgenden Aussprachen deutlich zu Tage, in der Frage des Wiederaufbaus der zerrütteten Moral, in der Frage des Zusammenarbeitens von Innerer Mission, Kirche und Gemeinschaft in der Volksmission, in der Frage der Stellung der evangelischen Kirche zum Problem der Masse.

Ueber das erste Thema sprach Professor Wurster (Tübingen). Man kann Wurster dafür danken, daß er versucht hat, die Einheitlichkeit des christlichen Urteils durch seinen Vortrag zu stärken. Er hat das getan, indem er den Zusammenbruch der Moral im Volke sachlich erklärte, ohne sich um die diesbezüglichen Argumentationen der verschiedenen politischen Parteien, die ja leider zum Teil Dogmen geworden sind, viel zu kümmern. Ob man aber wie Wurster meinte, darauf hoffen darf, daß unser Volk durch die Schule der Not wieder zu Gottesfurcht und Gottvertrauen erzogen wird, ob es Gemeinsinn und richtige Schätzung der geistig sittlichen Güter wieder gewinnt,

ob der Kampf einzelner kirchlicher Gruppen gegen Kino, Alkohol und Unzucht einen durchgreifenden Erfolg hat, das muß man solange bezweifeln, als die evangelische Kirche selbst noch keine einheitliche geschlossene sittliche Macht geworden ist. Professor Eger (Halle) wies darauf hin, daß die Hauptschwierigkeit in dem Problem des sittlichen Wiederaufbaus darin besteht, daß man sich infolge einer vollständigen Verschiebung der ethischen Begriffe gar nicht mehr verstehe. Für diese Verschiebung der ethischen Begriffe brachte er Beispiele aus der sozialdemokratischen Literatur. Er hätte sie ebensogut aus einem Teil der deutschnationalen Literatur entnehmen können. Hier liegt in der Tat die eigentliche Gefahr. Beide extremen politischen Parteien haben ihre eigenen ethischen Normbegriffe ausgebildet. Es ist vom Boden des Christentums fast unmöglich geworden, sich mit ihnen zu verständigen. Beide predigen den Haß als eine unter Umständen berechnete sittliche Leidenschaft. Der evangelischen Kirche fehlt es demgegenüber vielfach an der Sicherheit des eigenen sittlichen Urteils. Hier ist es ihre Aufgabe, klare Normen aufzustellen. Wurster hat das angedeutet, wenn er von der Kirche politische Neutralität verlangte. Aber mit einer Neutralität im Sinne von: „Politik geht uns nichts an“, ist es hier nicht getan. Man muß positive Richtlinien geben. Es ist geradezu ungeheuerlich, was hier versäumt worden ist. Es sei mir gestattet, dies beispielsweise an der Erklärung der letzten preussischen Generalsynode bezüglich der politischen Tätigkeit der Geistlichen zu erläutern. In dieser Erklärung heißt es, daß die Generalsynode der Geistlichen zwar ihr Staatsbürgerrecht nicht verkürzen wolle, daß sie ihnen aber nahelege, sie ja nicht auf der Kanzel auszuüben. Was ist das für eine gebrochene Stellungnahme! Wenn man das Gefühl hatte, daß die politische Parteinahme sich mit der Kanzel nicht verträgt, dann hätte man sagen sollen, daß sie sich auch mit der Person des Pfarrers nicht verträgt. Denn die Person des Pfarrers ist die Kanzel. Wer Pfarrer ist, der ist es entweder auf der Kanzel und unter der Kanzel oder gar nicht. Aber weil es an der Einheitlichkeit des christlichen Urteils fehlte, hat man diesen Kompromiß geschlossen. Ein anderes Beispiel ist das Verhalten der evangelischen Kirche zur Zwangswirtschaft. Jedermann weiß, daß sie das Ethos unseres Volkes ruiniert hat. Wann aber hat die evangelische Kirche offiziell erklärt: Es ist uns gleichgültig, ob die Zwangswirtschaft aus wirtschaftlichen Gründen notwendig ist oder nicht; weil sie jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau mit Schuld beladen hat, deshalb bekämpfen wir sie, als Kirche? Hier hat es nicht an christlichem Urteil gefehlt, sondern einfach an Mut. Die evangelische Kirche muß aber lernen, daß alle ihre Einzelarbeit am Wiederaufbau der Moral vergebens ist, wenn sie nicht die Hauptschäden unseres öffentlichen Lebens kennt

und an allen ihr zur Verfügung stehenden Arten tabelt. Tut sie das, dann wird sie sich Achtung verschaffen und dann wird ihre politische Neutralität auch politisches Schwergewicht bekommen, weil sie eine sittliche Größe ist. Der sittliche Wiederaufbau unseres Volkes hängt wesentlich davon ab, ob es der evangelischen Kirche gelingt, eine öffentliche Macht zu werden außerhalb des Rahmens der politischen Parteien. Hier hat die evangelische Kirche das Wiederaufbauproblem zunächst zu lösen durch die Schaffung eines einheitlichen christlichen Urteils in allen ihren Organen.

Hic. Füllkrug (Dahlem) sprach über die gemeinsame Arbeit von Kirche, Innerer Mission und Gemeinschaft in der Volksmission. Veranlaßt durch Erfahrungen, die in Hessen gemacht wurden, hatte Professor Schian (Gießen) das Thema angeregt. Füllkrug hat es so aufgefaßt, daß er aus der Volksmission eine neue Organisation neben Kirche, Innerer Mission und Gemeinschaft gemacht wissen wollte. Deshalb sprach er erst von den besonderen Aufgaben der Volksmission, dann von den Reibungsflächen der Volksmission mit den genannten drei Organisationen und schließlich von der gemeinsamen Arbeit aller vier. Es führt zu weit, die Gedanken einzeln zu wiederholen, die sich Füllkrug aus dieser Stoffanordnung ergaben. Füllkrug hat manches offene und einen ehrlichen Willen bezeugende Wort gefunden. Aber das Ehrlichste hat er nicht gesagt, daß wir nämlich keine Innere Mission, keine Gemeinschaftsbewegung, auch keine Volksmission brauchen, wenn die Kirche ihre Pflicht getan hätte. Es war gut, daß Pastor Günzel (Berlin) dies scharf zum Ausdruck brachte. Wir evangelische Christen dürfen uns nicht darüber täuschen, daß man die evangelische Kirche ebensogut wie unseren Staat durch jenes Bild einer abgebrochenen Eiche symbolisieren kann, aus der lauter neue Triebe hervorschießen, das die Nationalversammlung einer ihrer neuen Briefmarken hat ausdrucken lassen. Einer dieser neuen Triebe ist die Volksmission. Aber diese schwanken Triebe ersetzen den Baum nicht. Es ist Füllkrugs Verdienst, daß durch seinen Vortrag mehr und mehr deutlich wurde, was die Volksmission eigentlich soll. Sie soll in einer Kirche, die zu 90% aus Namenchristen besteht, lebendige christliche Gemeinschaften schaffen. Sie tut das auf dem Wege der ecclesiola in ecclesia. Hierdurch entstehen die Reibungen mit dem Pfarramt und mit der Gemeinschaft, sofern dieses die ecclesiola nicht recht dulden will, jene aber sie als ihr Spezialeigentum betrachtet. Hier die Brücke zu schlagen, hätte es nun für Füllkrug ein sehr einfaches Mittel gegeben. Er hätte nämlich die Notwendigkeit der religiösen Gemeinschaft aus dem Wesen der Religion ableiten müssen. Das konnte in ein paar Sätzen geschehen. Denn wer auch nur von ferne geahnt hat, was wirkliche Religion ist, der weiß auch, daß sie Gemeinschaft stiftet. Daß unserer Kirche der Gemeinschaftsgedanke verloren gegangen ist,

beweist indirekt, daß sie weithin das Gefühl für echte Frömmigkeit verloren hat. Wie es eine Schuld des politischen Benehmens vieler Deutscher ist, daß der Begriff, national ein Parteibegriff geworden ist, so ist es die Schuld der Kirche, daß der Begriff, Gemeinschaft das Merkmal einer evangelischen Sekte wurde. Diese Schuld kann man nicht dadurch gut machen, daß man zwecks Bildung von Gemeinschaften eine neue Organisation gründet. Im Gegenteil, man verschlimmert sie nur. Denn so kann die Meinung entstehen, als ob das „geordnete kirchliche Amt“ keine Gemeinschaften zu bilden brauchte. Die Verfasser des Erfurter Programmes wären nie auf den absurden Gedanken gekommen, daß die Religion Privatsache sei, wenn nicht die Praxis der evangelischen Kirche ihr diese Formulierung nahegelegt hätte. Es war eine Schmach für die evangelische Kirche, daß sie sich auf dem Kongreß von einer Gemeinschaftlerin sagen lassen mußte, es gäbe doch Unterschiede in den Graden der christlichen Erfahrung. Darum müsse es auch Kreise geben, in denen die reiferen Christen auf ihre tieferen Fragen eine Antwort bekämen. Anstatt aber so die Notwendigkeit besonderer religiöser Gemeinschaften innerhalb der einzelnen Kirchengemeinden aus dem Wesen der Religion abzuleiten, glaubte Füllkrug betonen zu müssen, daß es doch auch ungläubige Pastoren gäbe, denen man gläubige Volksmissionare an die Hand geben müsse. Begreiflicherweise rief er dadurch den heftigen Widerspruch eines jungen Breslauer Geistlichen hervor, der die sogenannte „freie“ theologische Richtung in Schutz nehmen zu müssen glaubte. Es ist bedauerlich, daß dadurch der Eindruck hervorgerufen wurde, als ob es sich bei der Frage: Gemeinschaft oder nicht um eine Streitfrage der theologischen Richtungen handele, während man doch mit Bestimmtheit erwarten darf, daß die Gemeinschaftsbewegung die beweisbaren Ergebnisse der theologischen Forschung bereitwilliger und mit freierem Gewissen aufnehmen wird, sobald sie sieht, daß man ihr in dem Gedanken, in dem sie zweifellos recht hat, auch recht gibt und ihr entschlossen naheifert. Ist dieses grundsätzliche Einverständnis hergestellt, so sind m. E. die Schwierigkeiten, die der gemeinsamen Arbeit in der Volksmission entgegenstehen, im Prinzip beseitigt. Persönliche Differenzen dürfen bei einer derartig wichtigen Sache keine Beachtung finden und sind unter Umständen durch Eingriff der kirchlichen Behörden zu beseitigen. Man darf aber mit Grund hoffen, daß nach Herstellung eines sachlichen Einverständnisses über die Hauptfrage die Differenzen zwischen den genannten vier Organisationen einfach durch Personalunion gelöst werden. Dieses sachliche Einverständnis ist aber nur zu erreichen, wenn die evangelische Kirche wieder eine deutliche Anschauung davon bekommt, daß religiöse Gemeinschaft aus dem Wesen der Religion mit Notwendigkeit folgt, und daß da, wo keine religiöse Gemeinschaft ist, auch keine wurzelechte Frömmigkeit sein

kann. Aber leider fehlt es auch hier an dem klaren religiösen Urteil. — Als Vortragslehrer sprach Professor Schian (Gießen) über das Problem der Masse. Er zerlegte in scharfsinnigen und tiefen Gedankengängen den Begriff Masse, bestimmte die Psychologie der Masse, betonte den grundsätzlichen Gegensatz, der nach seiner Meinung zwischen dem Wesen der protestantischen Religionsauffassung, die ganz auf die persönliche Glaubenshingabe der Einzelnen an Gott eingestellt sei, und dem Wesen der Masse bestehe. Es wurde jedoch nicht ganz klar, wie dieser Gegensatz zu lösen sei. Denn wenn Schian feststellte, daß es falsch sei, die Masse verloren zu geben, und auch falsch, Massenwirkung zur Norm der religiösen Arbeit zu machen, aber richtig, „umfassende, klar evangelische Arbeit an der Masse mit der Pflege tiefer und reiner Frömmigkeit bei den einzelnen zu verbinden“, so ist damit über das Wie wenig gesagt. Und was Schian hernach über das Wie sagte, lief auf das alte Rezept: „Kirche, Gemeinde, Verein“ hinaus. Es stellte sich der Verdacht ein, daß unter „Arbeit an der Masse“ schließlich doch die Aufgabe verstanden werde, einzelne aus der Masse heraus zu holen. Es liegt dem Denken der evangelischen Kirche nahe, die Masse immer wieder in eine Menge von Einzelnen aufzulösen, was grundsätzlich falsch ist. Schians Vortrag litt darunter, daß er sich seinen Begriff der Masse aus den modernen Massenbewegungen gebildet hatte, die ja irreligiös sind. Es hat aber doch in der Geschichte auch religiös bewegte Massen gegeben. Die Frage wäre gewesen: Wie sieht die Psychologie solcher religiös bewegter Massen aus, und kann die evangelische Kirche eine religiöse Massenbewegung erzeugen. Daß sie es unbeschadet ihres Religionsbegriffs dürfte, erscheint mir außer Frage, daß sie es im jetzigen Moment kann, glaube ich nicht; dazu fehlt ihr der Führer. Auch in der Frage des Führers der Masse bestand bei Schian eine Unklarheit. Wenn er gegen Ende seiner Ausführungen sagte, die evangelische Kirche müsse Führer der Masse ausbilden, so hat er übersehen, daß es ganz unmöglich ist, jemanden zum religiösen Führer der Masse zu erziehen, wenn man ihn nicht mit einer nach Religion suchenden Masse in lebendigen Kontakt bringen kann. Masse und Führer bedingen sich gegenseitig. Es ist nicht bloß so, daß ein Führer der Masse seine Willensrichtung aufdrängt, sondern auch umgekehrt so, daß die Tiefe des individuellen religiösen Erlebnisses wesentlich dadurch bedingt ist, daß in ihm der Wille einer religiös bewegten Masse Gestalt gewinnt. Hierin liegt gerade die Tragik des Schicksals unserer evangelischen Kirche, daß sie auf keinen Führer hoffen darf, solange nicht das religiöse Sehnen der zu ihr zählenden Massen sich zu einem bestimmten Willen zusammenballt. Ob das geschieht oder nicht geschieht, das ist Gottes Sache. Wir sind hier ganz auf das Irrationale gestellt. Am Problem der Masse entscheidet sich unser Schicksal. Es ist der tiefste Ausdruck für unsere Tragik und für die Irrationalität unserer Hoffnung.

# ★ Buch und Bild ★

## Neueste sozialistische Literatur.

Von Hans Hartmann.

Inmitten unserer noch stets wachsenden Notlosigkeit, die auf allen Gebieten nur ein Zeichen der tiefsten Not der Menschheit ist, ragen einige Schriften hervor, die ich gerade unserem Leserkreis aufs dringendste empfehlen möchte. Denn unsere Aufgabe, nicht nur zu „warten“, sondern auch zu arbeiten, nicht mit Worten, sondern praktisch, wächst in dem Maße, als wir selbst reifer werden. Darum also folgende Hinweise für die Praxis.

Kurz seien skizziert Paul Lensch, „Was wird aus der deutschen Arbeiterbewegung, Partei oder Gewerkschaften?“ (Verlag Jörn, 1.50.) Lensch weist in unwiderleglichen Ausführungen nach, daß die Sozialdemokratie an einer inneren Krise (zu viel Agitatorisches und Schlagworte!) zu grunde geht und sich in die wahren Träger der sozialistischen Bewegung, in die Gewerkschaften, auflösen müsse. Manchem, auch mir, ist vieles nicht revolutionär genug, aber das steht ja auf einem andern Blatt. Wenn die Lösung ausgegeben wird, nicht gegen das Unternehmertum, sondern mit ihm, so fragen doch eben sehr viele: „mit“ welchem Unternehmertum? Ebenso wichtig ist Dr. Ludwig Bendig, „Klassenkampf und Geistesverfassung“ (Verlag der Kulturliga 1920 1 Mk. 50). Diese Schrift ist besonders wertvoll dadurch, daß sie das ganze Programm der Bolschewisten von 1919 mit seinen über 50 Paragraphen abdruckt. Aber auch ihr theoretischer Teil enthält sehr tiefgehende und lesenswerte Erörterungen über Proletariatbegriff, Klassenbegriff und den Beginn einer neuen Geistigkeit im radikalen Sozialismus. Zum Eindringen in die Gegenwartsprobleme ist die Schrift sehr fördernd.

Ganz besonders aber sei empfohlen: Alfons Horten, „Sozialisierung und Wiederaufbau“ (Verlag neues Vaterland. 84. S. Preis etwa 3.— Mk.) Der Verfasser, früher Direktor bei Thyssen und im Kriege Leiter der de Wendel'schen Werke, spricht als Fachmann mit erfrischender Deutlichkeit gegen die unbeschreiblichen Sünden des Kapitalismus, deckt schonungslos die Auswucherung unseres Volkes durch die Eisen-, Zement- u. a. Industrien auf, geißelt die raffinierten Methoden, mit denen die Schwerindustrie, vor keinem Mittel zurückschehend, jeden Eingriff in kapitalistische „Rechte“ vereitelte (während des Krieges wurde Stahl nach Frankreich und Italien verkauft und dem Generalstab die Lieferung von Schienen und sonstigem Stahl ver-

weigert, während die Regierung in unbegreiflicher Verblendung nichts merkte oder „interessierte“, d. h. bestochene Leute an die verantwortlichen Stellen setzte); und dann wird eine Widerlegung der Schlagworte von der freien Initiative, von der Notwendigkeit des Privatkapitals und dergleichen gegeben, da nämlich die lebensnotwendigen und massenproduzierenden Industrien allgemein bekannt und nicht auf Erfinder und wagemutige Leiter angewiesen seien. Aus dem Munde eines Fachmannes wirkt das besonders durchschlagend. Im aufbauenden Teil wird dann, — endlich einmal — ein klarer Plan für die Sozialisierung entwickelt. Grundgedanken: anfangend mit 10—15% unserer Kohlen und Eisenwirtschaft allen Industrien (Bau, Landwirtschaft, Elektrizität) die Möglichkeit ihres Bestehens geben und so einen Druck auf den übrigen Teil der Wirtschaft ausüben und weiter in der Sozialisierung, aber nicht als Staatsbetrieb, sondern als Staatsaktiengesellschaft, fortschreiten. Doch das alles mit seinen interessanten Einzelausführungen über Aufsichtsräte, soziale, durch Arbeiter zu leitende Abteilungen u. s. w. muß man selbst lesen. Einige Schwächen der Schrift, z. B. die Ueberschätzung des Palamentarismus, obwohl Horten doch selbst die Macht der Stinnespresse und ähnlicher Giftblüten unserer „Demokratie“ kennt und geißelt, wird der denkende Leser selbst herausfinden. Sind diese drei Schriften sowie das hier nachzutragende Heft von H. Weinel, „Sozialismus und Christentum, Männer und Programme“ (Langensalza 1,50), welches ausgezeichnetes Quellenmaterial zu dieser brennenden Frage enthält, unbedingt lesenswert, so kann das von den folgenden Schriften nicht so behauptet werden, obwohl auch sie viel Interessantes enthalten. Hugo Petersen, „Die Voraussetzungen für die Diktatur des Proletariats“ (Zirn 1 Mk.) berührt sich in vielem mit Lensch und Bendix und bringt eine sehr objektive, allerdings eben zu objektive und viel zu wenig grundsätzliche Erörterung der mit der „Diktatur“ zusammenhängenden Probleme. Interessant und als Grundlage für Aussprachen (Volks-hochschulen u. s. w.) zu verwenden ist Otto Rühle, „Erziehung zum Sozialismus“, Ein Manifest Verlag Gesellschaft und Erziehung. (1 Mk.). Aber Rühle hat zwei Fehler: Einmal ist er da, wo er grundlegend sein will, nicht philosophisch durchgebildet. Innerhalb dreier Zeilen spricht er von der „Logik des Entwicklungsgedankens“ und sagt dann: „Es gibt keine objektive Wissenschaft.“ (!) Und zweitens: wo er praktisch-pädagogisch wird, im „aufbauenden“ Teile, verflacht er trotz vieler Einzelbemerkungen sehr stark. Dr. L. Schidlof, bietet in „Die Stellung der Frau in der Kommunistengemeinde.“ (Kulturliga Verlag 80 Pfg.) hochinteressantes Material aus den religiös-kommunistischen Gemeinden Amerikas. Aber, abgesehen von dem vielfach unangenehmen burlesken Ton imerede über die Frau, stets der unverständige Seitenblick auf den Kommunismus als solchen.

## „Internationale Wirtschafts- und Finanzprobleme.“ \*)

Von Lydia Eger.

Es besteht unter den Einsichtigen in allen Ländern kein Zweifel mehr darüber, daß die internationale Valutakrisis nicht bloß die greifbarste mißliche Folgeerscheinung der allgemeinen wirtschaftlichen und finanziellen Zerrüttung Europas sondern zugleich der Angriffspunkt für eine Gesundung eben dieser zerrütteten Verhältnisse ist. Alle Vorschläge für einen Wiederaufbau Europas kristallisieren sich infolgedessen in dem Plan einer Lösung der internationalen Valutafrage. Bissering sieht die Gesundung gegeben mit einer Revision der Schulden, einer allgemeinen internationalen Kreditorganisation und der Einrichtung eines organisierten Warentauschverkehrs: alles Wege, die einmünden sollen in die Wiederherstellung des Geldwesens und der Valuta. Die Hauptbedeutung kommt dabei der internationalen Kreditorganisation zu, durch die den „borrowing countries“ in der Form von Warenlieferungen durch die „lending countries“ Kredit gewährt wird unter der Bedingung, daß eine Bezahlung der auf Kredit gelieferten Waren zu einem bestimmten Termin und bis dahin Sicherstellung etwa durch Verpfändung der Zölle erfolgt. Zweck dieser Maßnahme ist nicht hohe Verzinsung sondern Wiederbelebung der geschwächten Völker und Länder. Ebenso wichtig und noch schneller durchzuführen wäre ein internationaler Tauschverkehr in der Art des so zweckmäßigen Clearingverkehrs der Banken, durch einfache Warenkompensation auf Grund eines fiktiven Goldwerts. Zur Gesundung des inneren Geldwesens schlägt der Verfasser die Umwandlung des umlaufenden im Werte gesunkenen Papiergelds in eine langfristige Staatsanleihe mit mäßiger Verzinsung vor. Daneben soll eine Zentralnotenbank ihre Geschäfte lediglich auf Goldgeld basieren und Gelegenheit für derartige Geschäfte für In- und Ausländer eröffnen.

Die Bedeutung der Schrift liegt darin, daß sie nicht wie viele andere mit einem einzigen Heilmittel das ganze Uebel packen will, sondern von verschiedenen Punkten her angreift. In Deutschland leiden wir vor allem unter dem unheilvollen Kreislauf der Vermehrung des Papiergelds und der Erhöhung von Preisen und Löhnen, sowie unter der ungezügelter Ein- und Ausfuhr. Internationale Kreditorganisation, mit der natürlich immer eine Prüfung der Notwendigkeit der ausländischen Geschäfte verbunden ist, sowie Warenkompensation dürften für die deutschen Verhältnisse die erwägenswertesten und zweckmäßigsten Maßnahmen sein.

\*) Internationale Wirtschafts- und Finanzprobleme. Von Dr. G. Bissering-Berlin, Leipzig, Vereinigung wissensch. Verl. geb. 92 S. 8.— Mk.



## Der Orden der Sonnenbrüder.

Von Otto Serpel.

Die Frage nach Erneuerung des Gemeinschaftslebens vom Geiste her und nach der dadurch erhofften Wiedergeburt der Menschheit gibt keine Ruhe. Was allmählich darüber geschrieben wird, geht in Bände, und was in der gleichen Hinsicht getan wird, ist auch nicht gering. Fast könnte man Angst bekommen vor all dem Ringen, Sich-Mühen und — Getue um eine neue Gemeinschaft. Denn wer kann Gemeinschaften machen? Müssen sie nicht von selber entstehen aus der Geist-Ergriffenheit bewegter, lebendiger Menschen? Gemeinschaft „formieren“, um Geist zu erzeugen, ist Widersinn; und und wer es dennoch tut, beweist damit nur, daß er keinen Schimmer hat von dem Wesen des Geistigen. Sein Lohn wird sein nicht nur persönliche Enttäuschung, sondern weit darüber hinaus Beförderung des allgemeinen Zerfalls. Von diesem Gesichtspunkt aus ist tatsächlich all' das viele Gemeinschaftsbilden unserer Tage nicht unbedeutlich. Freilich soll auch nicht übersehen werden, daß in der ganzen Zeit nervösen Gemeinschaftssucht der Zeit ein großes Stück Kritik steckt gegenüber dem Zustand der egoistisch-materialistischen Zersplitterung, in der wir zum großen Teil noch mitten inne stecken, und eine vielfach heiße Sehnsucht nach besseren Tagen, wo nicht mehr nur der Isolierschemel einen armseligen und fahlen Triumph feiert.

Ich möchte gerne auch in David Kochs Roman „Der Orden der Sonnenbrüder“<sup>1)</sup> zunächst nichts anderes sehen als einen Ausdruck dieser Kritik und Sehnsucht. Beides wird außerordentlich stark vernehmbar in dem Buch. Sowohl ist die Kritik unserer kurz vor Ausbruch des Krieges vorhandenen Zustände einer vollkommen vermaterialisierten nur äußerlichen Kultur außerordentlich klar, schlagend und bei allem Verständnis für die Lage scharf; als auch findet die Sehnsucht der Besten jener und unserer Tage, aus der Kloake wieder herauszukommen und in reinerer Luft sich zu baden, in dem Helden des Romans und in einer Reihe glücklich gestalteter Nebenfiguren treffliche Verkörperung. Aber den Fehler, von dem ich eingangs gesprochen, meidet Koch doch nur halb. Gewiß führt er mit Geschick und sogar Kunst das allmähliche Werden einer Menschen- und Suchergemeinschaft um den Mittelpunkt des Helden durch. Aber zu stark steht ihm doch im Zentrum seiner ganzen Dichtung der Gedanke eines protestantischen Klosters. Und darum wird aus der frei gewachsenen Gemeinschaft schließlich ein Orden und ein Ordenskloster konstruiert. Die Ordensregeln nehmen lange Seiten des Buches in Anspruch. Es ist mir nicht uninteressant gewesen, zu beob-

<sup>1)</sup> Verlag für Volkskunst und Volksbildung von Richard Reutel, Stuttgart geh. 6.— Mk., gbd. 12,60 Mk.

achten, wie im Augenblick, wo der Leser bei der Lektüre an diesem Punkte anlangt, sein Interesse unwillkürlich erlahmt. Er fühlt deutlich, hier wird nicht mehr gestaltet, sondern gebunden; nicht mehr wachsen lassen, sondern verknöchert — organisiert. Freilich wird jede Gemeinschaft, wenn sie irgendwie bleibende Bedeutung gewinnen soll, auch von irgend einer Form sein müssen. Dann aber doch von der Form eines lebendigen Organismus, dessen Leben, wie Zinzendorf sagt, darin besteht, daß „eine heilige Unterordnung vorhanden ist, in der niemand herrscht, sondern alle vom Geist der Gemeinde willig dependieren. Alles muß in lauter Freiheit gehen; sobald Brüdern und Schwestern Regeln gegeben werden, so wird dem Heiligen Geist seine Arbeit gehindert“.

Rochs protestantisches Kloster dagegen dependiert schließlich von Regeln. Mögen diese auch noch so herrlich und einmal aus gemeinsamem Geist geboren oder vielmehr von der überragenden Wucht einer führenden Persönlichkeit gestaltet sein, sie sind Gesetze, um die Gemeinschaft als dauernde zu gestalten. Gemeinschaft in Freiheit, das ist das große Sozialproblem des Protestantismus und protestantische Klöster wird es darum immer nur geben können als Wirkung des Geistes Christi, der ein kleines, gleichgestimmtes Häuflein für eine Zeit zusammenführt, sie so lange ohne Ordensregel und Gesetz zusammenhält, als er die bestimmende Macht aller Herzen ist, und wieder auseinanderfallen läßt, wenn er gewichen ist aus ihrer Mitte. —

Doch sollte unbeschadet dieser grundsätzlichen Kritik David Rochs Roman von allen denen gründlich gelesen werden, die mit der Absicht umgehen, sich mit Gleichgesinnten in Siedlungen zusammen zu tun. Sie werden in dem Buche im einzelnen ausgezeichnete Winke finden können, die sie nur zu ihrem eigenen Schaden unbeachtet lassen dürften.

---

### Von Herausgeberschaft und Schriftleitung.

Otto Herpel, der bisherige Schriftleiter unserer Zeitschrift hat sich von der Herausgeberschaft und verantwortlichen Schriftleitung des „Neuen Werkes“ zurückgezogen, um Zeit und Sammlung für andere, ihm wichtig gewordene Aufgaben zu gewinnen. Der Herausgeber und der Schriftleiter, Otto Samuel, wollen sich in Gemeinschaft mit Otto Herpel von neuem auf den ursprünglichen Plan des „Neuen Werkes“ besinnen, wie er den Gründern des Blattes seiner Zeit vorgeschwebt hat. Die Arbeit des Neuwerk-Verlages, der Herausgeberschaft und der Schriftleitung, wird nunmehr in Schlichtern zusammengefaßt sein.

---

::

Druck von H. Steinfeld Söhne, Schlichtern (Bez. Cassel).

::

# Zinzendorf

## Über Glauben und Leben.

Aus Zinzendorfs Worten ausgewählt, zusammengestellt,  
mit Nachwort und Anmerkungen versehen von Otto  
Herpel, mit einer Einführung von Gerhard Reichel.

Preis 15.— Mk.

Zinzendorf steht dem Geschlecht unserer Tage, seinem Streben und Wollen nicht verständnislos gegenüber. Was ihn aber mehr als alles andere zu der heutigen Menschheit treiben würde, das wäre ihr Sehnen und Suchen nach einem Führer, dem sie sich bedingungslos anvertrauen könnte, der sie zu allem dem führt, wonach sie so verlangt: zu dem lebendigen Gott selbst, zu echtem, wahrhaftigem, freiem, natürlichem Leben, zu einem Leben wahrer Gemeinschaft und Liebe. Er kennt den Führer und hat ihn erprobt: Jesus.

Neuwerk-Verlag Schlüchtern.

In zweiter vermehrter Auflage erschien:

## Volkfreund Gregory

Amerikaner, Pfadfinder, Uchrist, Deutscher Kämpfer. Von Karl Joseph Friedrich  
Mit Federzeichnungen von Ernst Müller-Gräfe und unter Benützung  
der Feldtagebücher Gregorys

Preis gebunden sechs Mark

„Ein Buch der höchsten Ergriffenheit und Verehrung“ nennt es der Dichter Julius Hart. „Es ist einem, als würde dieses treuherzige Wesen mit all seiner Güte und seinem Kinderherzen am besten und richtigsten mit der naiven Kunst eines mittelalterlichen Holzschnittes auch in einfachen großen, starken Griffelstrichen dargestellt.“

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha.

## Die Neuerscheinungen des Furche-Verlages

Vierte Anzeige

### Idealismus und Christentum

Bekenntnisse eines modernen Studenten von Franz Spemann.

Aus dem Inhalt:

Vom Wesen der Kunst / Hellas und Rom / Von deutschen Dichtern und Künstlern  
Die Grenzen des Idealismus / Von der christlichen Erlösung.  
In Steifumschlag 6 Mark (zuschlagfrei.)

Die mit dem ganzen Reiz des Persönlichen und Erlebten ausgestattete Gegenüberstellung des klassischen Idealismus und der Freunde der Schönheit zu dem Neuen Testament und damit den Freunden der Heiligkeit.  
Ausführliches Verlagsverzeichnis umsonst und portofrei.

Furche-Verlag, Berlin NW 7

### H. Steinfeld Söhne, Schlüchtern

Fernsprecher Nr. 89.

Postcheckkonto 23290 Frankfurt a. M.

Bankkonto: Dresdner Bank Filiale Fulda, Depositenkasse Schlüchtern.

Buchdruckerei



Buchbinderei

Sezmaschinenbetrieb ∴ Werk- und Akzidenzdruck.

Für die Herren Verleger empfehlen wir uns zum Druck von Werken, Dissertationen, Broschüren, Massenauflagen.

### In der Heimat-Bücherei des Neuwerk-Verlages

erscheint demnächst:

#### Hans Christoph Kaergel Schlesiens Heide und Bergland.

Der schlesische Dichter Hans Christoph Kaergel durch „Des Heilands zweites Gesicht“ und den „Hellseher“ bekannt, zeigt auch in diesen Bildern seines Heimatebens, wie ihm die Freude an der lebendigen Natur eins wird mit dem religiösen Lebensgefühl und Weltgefühl, das sie durchglüht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag.

Berantwortlich für den Anzeigenteil: Elfe von Hollander, Sannerg bei Schlüchtern.  
Druck von H. Steinfeld Söhne Schlüchtern.

